

**Zeitschrift:** Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

**Herausgeber:** Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

**Band:** 111 (1999)

**Artikel:** Das Schloss Hallwyl in der Entstehungszeit der modernen Denkmalpflege 1860-1920 : vom romantischen Umbau zur wissenschaftlichen Restaurierung : ein Beispiel für den Wandel im Umgang mit Baudenkmälern

**Autor:** Flury-Rova, Moritz

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-15500>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# **Das Schloss Hallwyl in der Entstehungszeit der modernen Denkmalpflege 1860–1920**

Vom romantischen Umbau zur wissenschaftlichen Restaurierung –  
ein Beispiel für den Wandel im Umgang mit Baudenkmalern

Moritz Flury-Rova







## **Inhaltsverzeichnis**

Einleitung . . . . .	5
Ein Adliger wird aargauischer Regierungsrat . . . . .	7
Ein neues «mittelalterliches» Schloss entsteht 1862–1874 . . . . .	15
Romantische Schlösser in der republikanischen Schweiz . . . . .	27
Ruinenkult und Rekonstruktionen – Diskussionen um die Denkmalpflege . . . . .	36
Der Graf und die Gräfin als neue Eigentümer . . . . .	41
Das alte mittelalterliche Schloss wird 1904–1916 zurückgewonnen . . . .	47
Schloss Hallwyl im Vergleich mit anderen Restaurierungen und im Urteil der Zeitgenossen . . . . .	63

## Einleitung

Das Schloss Hallwyl ist uns als mittelalterliche Burg im Bewusstsein. Mit seinen Zinnen, Türmen, Wassergräben und der Zugbrücke weist es alle entsprechenden Merkmale auf. Doch bei weitem nicht alles, was mittelalterlich aussieht, ist es auch in der Substanz. Ein beträchtlicher Teil der – mittlerweile bereits wieder bemoosten – Mauern ist noch keine hundert Jahre alt. Von 1862 bis 1874 und von 1904 bis 1916 wurden umfangreiche Umbauten und Restaurierungsarbeiten durchgeführt. Die beiden Vorhaben sind in der gleichen Generation von zwei Brüdern, bzw. von Schwager und Schwägerin durchgeführt worden und beiden lag das Bedürfnis zu Grunde, das Schloss «mittelalterlicher» zu machen. Obwohl beide Vorhaben als zeitgemäss oder sogar fortschrittlich gelten dürfen, hätten sie in der Art der Durchführung kaum unterschiedlicher sein können.

1862–1874 baute Hans von Hallwyl mehrere Gebäude in freier historistischer Mittelaltermanier um, um den alten Stammsitz wieder bewohnbar zu machen. Für den aargauischen Regierungsrat war das Schloss noch wie für seine Ahnen der zu einer wichtigen politischen Stellung gehörende repräsentative Wohnsitz, der über die Jahrhunderte immer den geänderten Bedürfnissen angepasst worden war. Diese Arbeiten blieben 1874 unvollendet liegen. 1904–1916 liessen sein Bruder Walther und vor allem dessen Frau Wilhelmina von Hallwyl diese Veränderungen rückgängig machen sowie das ganze Schloss sehr eingehend archäologisch untersuchen und restaurieren, mit der Absicht, es dem Publikum zugänglich zu machen. Die letzte Generation des Schweizer Zweiges der Familie von Hallwyl, deren Namen das Schloss trägt und in deren Besitz es von Anbeginn an und während 800 Jahren war, gab ihm damals dasjenige Erscheinungsbild, in dem es nach ihrem Willen fortan unverändert erhalten bleiben sollte.

Diese beiden Bauvorhaben – bisher nur als (missglückte) Restaurierungen am Rande zur Kenntnis genommen – können, vor dem entsprechenden historischen Hintergrund betrachtet, durchaus als letzte wichtige Bauetappen des heutigen Schlosses gelten. Das fast gegensätzliche Vorgehen beleuchtet zudem in exemplarischer Weise den in den dreissig dazwischenliegenden Jahren vollzogenen grundsätzlichen Wandel im Umgang mit Baudenkmälern.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Diesem Text liegt meine im November 1997 an der Universität Zürich eingereichte und durch Prof. H. R. Sennhauser betreute Lizentiatsarbeit mit demselben Titel zugrunde. Diese basiert ihrerseits auf der von mir als Mitarbeiter des *Instituts für Bauforschung, Inventarisierung und Dokumentation IBID* in Winterthur im Auftrag der Kantonsarchäologie Aargau 1995/96 durchgeführten Katalogisierung und Beurteilung des im Berner Staatsarchiv aufbewahrten Materials der Restaurierung von 1904–1916 sowie der daraus hervorgegangenen Publikation von NILS LITHBERG: *Schloss Hallwyl*, 5 Bde., Stockholm 1924–1932. Wertvolle Hinweise verdanke ich vor allem Thomas B. Frei (Museum Schloss Hallwyl) und Flurina Pescatore (IBID). Für die Unterstützung beim Zugang zu den Quellen bedanke ich mich bei den Staatsarchiven der Kantone Bern und Aargau, bei der Burgerbibliothek Bern, beim Eidgenössischen Archiv für Denkmalpflege in Bern, beim Institut für Geschichte und Theorie der Architektur an der ETH Zürich und beim Hallwylska museet in Stockholm. Die schwedischen Zitate wurden von Daniela Johansson übersetzt.



Abb. 1: Blick durch den Torturm in den Schlosshof und gegen das hintere Schloss vor den hier behandelten Umbauten, kolorierte Zeichnung von E. Labhard, vor 1862. Staatsarchiv Bern, FA v. H. B 881.

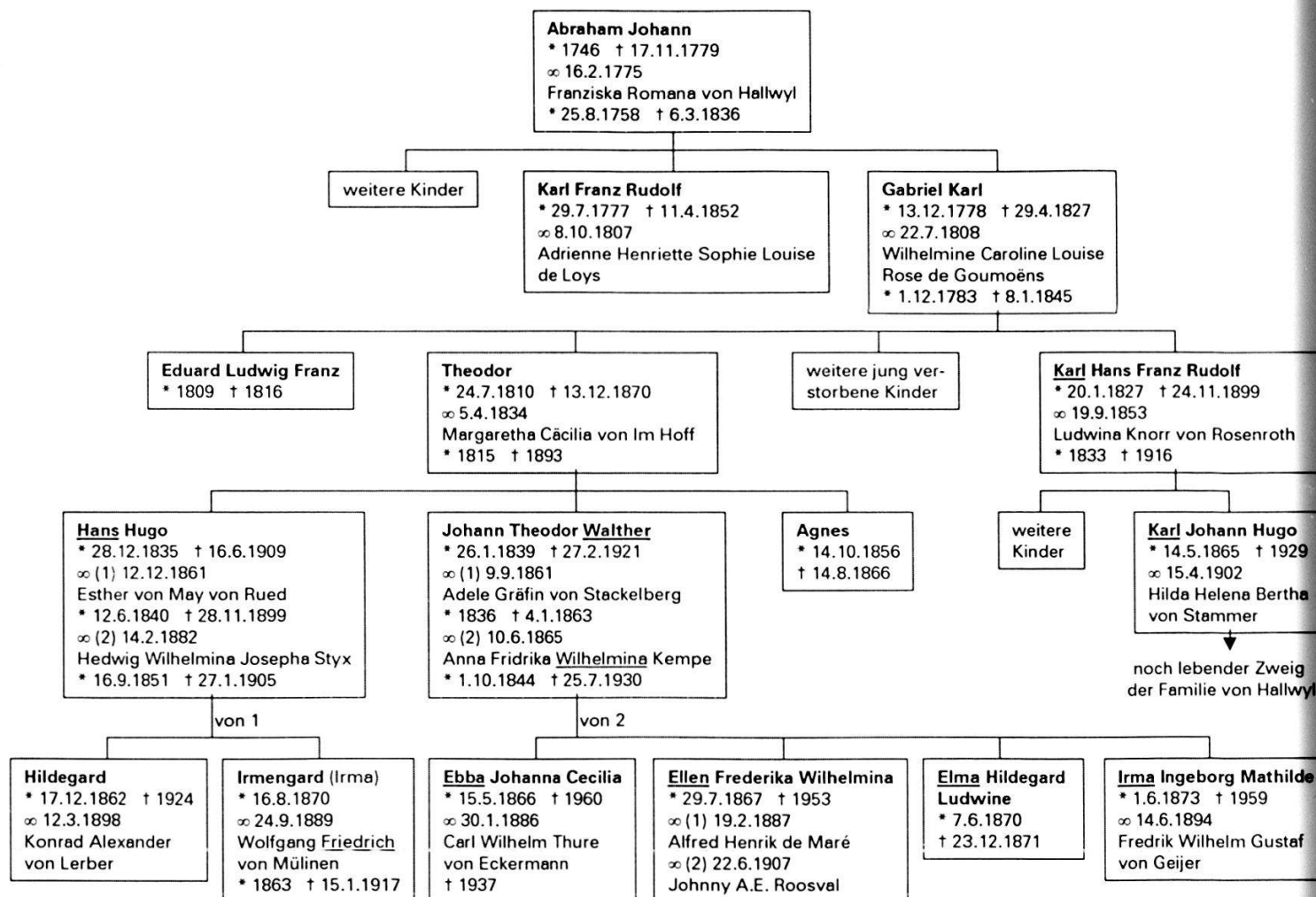
## Ein Adliger wird aargauischer Regierungsrat

Als Hans von Hallwyl sich 1862 anschickte, das Schloss zu renovieren, konnte er auf eine achthundertjährige Familiengeschichte zurückblicken, die über die ganze Zeit mit dem Stammschloss eng verbunden war. Seine Familie war ursprünglich vermutlich ein freiherrliches Geschlecht, das im 11. Jahrhundert in der Gefolgschaft der Grafen von Lenzburg gestanden haben dürfte.<sup>2</sup> Zwischen 1172 und 1200 entfremdeten sich die Hallwyl, indem sie sich der lenzburgisch-staufischen Ministerialenfamilia anschlossen. Als Ministerialen gingen sie 1223 an die Grafen von Kiburg über und 1273 an die Habsburger, in deren Hofstaat die Herren von Hallwyl eine bedeutende Stellung einnahmen und für die sie unter anderem am Morgarten und bei Sempach kämpften.

Als der habsburgische Aargau 1415 von den Eidgenossen eingenommen wurde, gerieten die Hallwyl an den Staat Bern, und die Mitglieder des in der Schweiz bleibenden Zweigs der Familie wurden loyale Landsassen. Besonders ruhmreich tat sich Hans von Hallwyl 1476 in der Schlacht bei Murten unter der Bernerfahne hervor. Später begründete er als oberster Hauptmann des Königs Ludwig XI. in Frankreich eine lange Tradition von Hallwylern in fremden Kriegsdiensten. Da die einträglichen bernischen Ämter Berns eigener Führungsschicht vorbehalten blieben, zu der die Hallwyl nicht gehörten, blieb ihnen und den meisten anderen aargauischen Adelsgeschlechtern nicht viel anderes übrig, denn eine bürgerliche Erwerbstätigkeit war dem Adel aus Gründen der Standesehre verwehrt.<sup>3</sup> Die einzigen offenstehenden (und im Ausland teilweise sogar dem Adel vorbehaltenen) Betätigungsfelder waren der diplomatische Dienst, die Landesverwaltung und das Militär. Unter diesen einschränkenden Bedingungen verminderte sich der aargauische Adel ab 1415 in einem langsamen Prozess. «Aus dem Zusammenhang mit der vorländisch-habsburgischen Ritterschaft herausgelöst,» mangelte es ihm bald einmal an «beruflichen» und familiären Entwicklungsmöglichkeiten und die gespannte politische Situation

<sup>2</sup> Zur Geschichte der Familie von Hallwyl vgl. v.a. AUGUST BICKEL: *Die Herren von Hallwil im Mittelalter. Beitrag zur schwäbisch-schweizerischen Adelsgeschichte*, Beiträge zur Aargauer Geschichte, Aarau 1978. Das 19. Jahrhundert wird behandelt in: CARL BRUN: *Geschichte der Herren von Hallwil*. Handschriftliches Manuskript, ca. 1930, Bern, StAB, FA von Hallwyl A 877; FRANZ OTTO SCHMID: *Schloss und Geschichte von Hallwil. Eine Wegleitung*, 1918. Unveröffentlichte Druckschrift, Bern, StAB, FA von Hallwyl A 847; vgl. ferner die Schloss- bzw. Sammlungsführer von HANS LEHMANN und REINHOLD BOSCH/JEAN JACQUES SIEGRIST und das *Biographische Lexikon des Aargaus*, hrsg. von Otto Mittler und Georg Boner, Argovia 68/69, 1958, S. 305–307.

<sup>3</sup> BICKEL 1978 (wie Anm. 2), S. 268–270: Zur Berner Regimentsfähigkeit war es anscheinend notwendig, sich nicht nur mit den eingesessenen Familien zu verbinden, sondern auch deren Hoheitsrechte zu erben, was der Familie Hallwyl nicht gelang. Allgemein zum Adel im 19. Jahrhundert: DOMINIC LIEVEN: *Abschied von Macht und Würden. Der europäische Adel 1815–1914*, Frankfurt 1995.



Auszug aus dem Stammbaum der Familie von Hallwyl, nach Ines Keller. Staatsarchiv Aargau.



zwischen Österreich und der Eidgenossenschaft erschwerte zusätzlich das Aufrechterhalten der alten Beziehungen zum habsburgischen Adel.<sup>4</sup>

1798 beendete die französische Besetzung und der von Napoleon verordnete helvetische Einheitsstaat Berns Grossmachtposition. Der Umsturz brachte die Hallwyl zwar um die verbliebenen Hoheits- und Gerichtsrechte, nicht aber um den übrigen Besitz und das bernische Bürgerrecht. Dagegen erhielten die Hallwyl durch die Erwerbung des Bürgerrechts der Stadt Brugg endlich die Möglichkeit, sich politisch zu betätigen, und dies in ihrer alten Heimat. Die zwei Brüder *Karl Franz Rudolf* (1777–1852) und *Gabriel Karl* (1778–1827) machten beide von diesem Recht Gebrauch und sassen ab 1815 im Grossen Rat.

Neben dieser Ausrichtung auf den jungen Kanton blieb die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wieder erneuerte enge Bindung an Bern durch verschiedene Heiraten mit dem dortigen Patriziat erhalten. Gabriels Sohn *Johann Walther Theodor* (1810–1870), der Vater der beiden hier interessierenden Brüder, kam durch die Vermählung mit *Margaretha Cäcilia von Im Hoff* ab 1850 in den Genuss der «Campagne» der Familie Im Hoff in Rörswil bei Bern. Solche Sommerlandsitze, in denen während der schönen Jahreszeit anstelle der Stadtwohnung gelebt wurde, gehörten zu den wichtigen adligen Statussymbolen des Berner Patriziats. Theodor bot sich sowohl eine politische wie eine diplomatische Karriere an, die er aber beide wegen äusseren Umständen nicht verwirklichen konnte.<sup>5</sup> So blieb der von ihm angestrebte «Dienst für den Staat» auf Kunstvereine beschränkt, sowie auf die von ihm massgebend beförderte Realisierung des auf dem Berner Münsterplatz aufgestellten Rudolf von Erlach-Denkmal und nicht zuletzt auf die Erziehung seiner Söhne: «...si un jour je puis offrir à mon pays deux braves citoyens, je croirai également avoir fait mon devoir.»<sup>6</sup>

Dieser Erwartung schien die Karriere seines älteren Sohnes *Hans Theodor Hugo* (1835–1909) zunächst voll zu entsprechen; er konnte im Kanton Aargau neben einer militärischen auch die seinem Vater verwehrte politische Laufbahn verwirklichen (Abb. 2).<sup>7</sup> Hans hatte eine solide Schulbildung mit Latein und

<sup>4</sup> BICKEL 1978 (wie Anm. 2), S. 150 (Zitat), sowie S. 144, 149 f., 212, 261–266. Von den 23 Adelsgeschlechtern, die Bickel vor 1415 im Aargau nachweist, bleiben bis 1798 nur deren sieben übrig.

<sup>5</sup> Zu Theodor neben den Werken in Anm. 2: die von seinem Sohn HANS VON HALLWYL verfasste Biographie in der *Sammlung Bernischer Biographien*, Bd. 3, Bern 1898, S. 625–628. Eine politische Karriere war ihm wegen eines Hörleidens verwehrt und eine angebotene Stelle als Schweizer Gesandter in Wien musste er mangels Vermögen ausschlagen.

<sup>6</sup> Aus dem Vorwort der von THEODOR VON HALLWYL verfassten vierbändigen Sammlung von christlich-erbaulichen Geschichten, betitelt *La morale chrétienne enseignée à la jeunesse par le développement de cinq cents fables*, Genf 1865, Bd. 1, S. VII.

<sup>7</sup> Zu Hans von Hallwyl neben den Werken in Anm. 2: der Lebenslauf in seiner Dissertation (IOANNES AB HALLWYL: *De saxorum et imprimis montis albi iugorum structura*, Berlin 1858); die Scheidungsklage Esthers gegen Hans von Hallwyl vom 10.1.1879 (StAAG, Nachlass Bosch, Mappe 22); die Briefe von Hans an Bernhard Studer und Friedrich von Mülinen (Bern, BBB, Mss.h.h. XXIX 80 und Mss.Mül. 661).





Abb. 2: Hans von Hallwyl, Ölgemälde von Ch. Ed. Boutibonne, um 1863. Aus HBLs, Bd. 4, S. 65.

Griechisch bei zwei reformierten Theologen im Privatunterricht erhalten, danach in Bern und Berlin Geologie studiert und sich dann ein Jahr in Edinburgh aufgehalten. Zurück in der Schweiz war er 1861 nach seiner Heirat mit *Esther von May* (1840–1899) in das der Familie seiner Frau gehörende, unweit von Hallwyl gelegene Schloss Rued gezogen. Gleichzeitig hatte er von seinem Vater das seit dem 1852 erfolgten Tod seines Grossonkels leer stehende Stammschloss überschrieben erhalten. Schon zwei Jahre später wird er als Vertreter des Kreises Schöffland in den Grossen Rat gewählt und nach weiteren drei Jahren am 3. Mai 1866 in den Regierungsrat. Darin ist er 1867 bis 1872 Vorsteher der Militärdirektion, danach der Baudirektion und 1869/70 amtiert er zusätzlich als Landammann.

Dass ein Sprössling des «alten Adels» im neuen demokratischen Kanton Regierungsrat wird, war ein Novum. Die alten Führungsschichten wurden nach wie vor mit Misstrauen betrachtet, waren sie doch nach dem Ende der napoleonischen Besetzung 1803 vielerorts bald wieder an der Macht gewesen. Und auch im neugegründeten Kanton Aargau sorgten ein «hoher Zensus und weitere einschränkende Bestimmungen für das aktive und passive Wahlrecht [...] dafür, dass das Regime vollständig in den Händen der reichen Grund- und Kapitalbesitzer war.»<sup>8</sup> Erst die Revolutionen von 1830/31 führten in mehreren Kantonen zur Öffnung des politischen Systems. Weiterhin – und auch noch nach der Grün-

<sup>8</sup> ALBERT TANNER: *Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz. Die «Mittelklassen» an der Macht*, in: *Bürgertum im 19. Jahrhundert*, hrsg. von Jürgen Kocka, Göttingen 1995, Bd. 1, S. 199–229, Zitat S. 203. Der Zensus war ein bis 1852 geltendes Einkommensminimum für den Einsitz in den Grossen Rat. Vgl. auch CHRISTOPHE SEILER/ANDREAS STEIGMEIER: *Geschichte des Aargaus. Illustrierter Überblick von der Urzeit bis zur Gegenwart*, Aarau, <sup>2</sup>1998, S. 99–112.

derung des Bundesstaates 1848 – blieb die Macht in den Händen einer Oberschicht, die sich nun weniger durch Herkunft, als durch Vermögen und Bildung auszeichnete, die aber sozialen Aufsteigern durchaus offenstand. Der grosse Teil der aargauischen Elite entstammte einer geschäftskundigen Schicht von Gemeindevorstehern, Gerichtssässen, Handelsleuten und Gelehrten.<sup>9</sup> Anders als der Adel verachtete diese neue Oberschicht die Arbeit nicht, sondern achtete das in selbständiger Erwerbstätigkeit vom Kaufmann, Industriellen oder höheren Beamten erwirtschaftete Vermögen weit mehr als die in Musse von Grundbesitz gezogenen Einkünfte. Fleiss und Sparsamkeit wurden zu den höchsten Tugenden, mit denen sich auch – soweit nicht verarmt und abgestiegen – die ehemaligen Herrengeschlechter des Ancien Régime anzufreunden hatten.

Während viele Adlige (auch im Ausland) sich unter solchen Umständen als Privatiers auf ihre Schlösser zurückzogen, erwiesen sich die Hallwyl als aufgeschlossene Staatsbürger, was zum Beispiel in der *Berner Zeitung* anlässlich der Wahl von Hans von Hallwyl hervorgehoben wird: «In der That, ein Berner Patrizier in die Regierung! [...] Seit der französischen Revolution hielten sich die gnädigen Herren und Junker von Bern, soweit sie hier unten blieben, im Schmollwinkel [...].» Hans aber verdanke seine Wahl den «guten Leistungen im Grossen Rat» und seiner liberalen Einstellung, die in «Contrast» zu seinem Namen stehe, denn aufgrund seiner politischen Ansichten halte man ihn für das Gegenteil eines Patriziers. Und man hofft, er werde «den Beweis leisten, dass das Berner Patriziat wenigstens einige Glieder zählt, die vorwärts schauen, statt rückwärts und die statt sich auf den Lorbeeren der Vergangenheit auszuruhen, sich als thätige Männer in den Organismus *unserer* Zeit mit vollem Verständnis derselben einreihen.»<sup>10</sup>

Tatsächlich fühlte Hans sich wohl schon immer mehr (dem Mythos) der freiheitlichen Eidgenossenschaft verpflichtet als der bernischen Oligarchie oder gar dem habsburgischen Adel. Besonders deutlich drückt er sich zwei Jahre nach seiner Wahl in den Regierungsrat in einem Brief an seinen Vater aus:

Wir Hallwyls müssen nur nicht Berner sein wollen. O wäre nur mir die Aufgabe geworden unseren grünen Aargau von den Ketten der Burger-Aristokratie loszureissen! Ich bin zu spät auf die Welt gekommen [...].<sup>11</sup>

<sup>9</sup> HEINRICH STAEHELIN: *Geschichte des Kantons Aargau 1803–1953, Bd. 2: 1830–1885*, Baden 1978, S. 241.

<sup>10</sup> *Berner Zeitung*, Nr. 108 vom 9.5.1866.

<sup>11</sup> Brief von Hans an Theodor von Hallwyl vom 18.6.1868 (Bern, StAB, FA von Hallwyl A 596). Vgl. auch verschiedene Bemerkungen in seinem anonym erschienenen *Tagebuch eines jungen Berners während einer Reise nach Turin, Genua und Mailand im Herbst 1852*, Bern 1853 (Bern, StUB: H.XXXI.22.1). Sein Bruder Walther schrieb 1906 als Begründung für die Verschiebung des Familienarchivs von Bern nach Aarau: «1.) ist und war unsere Familie eigentlich immer eine rein Aargauische und hat sich nie viel um Bern bekümmert und 2.) waren wir ja auch nie recht persona grata bei den gnädigen Herren in Bern.» Brief Walthers an von Mülinen vom 15.1.1906 (Bern, BBB, Mss.Mül. 661).

Seine liberalen Ansichten kommen in einer 1869 veröffentlichten Schrift zum Ausdruck, in der er sich gegen die Progressivsteuer wehrt, in welcher er bereits den Anfang des Kommunismus sieht.<sup>12</sup> Er tritt für einen schlanken Staat ein, dem nur noch die Jugenderziehung, die Landesverteidigung und die «Sicherstellung der Person und des Eigentums» obliegen sollen. Die Armenfürsorge möchte er einschränken und die Staatskirche aufheben. Er schliesst mit dem Leitsatz:

Immerhin muss das Hauptaugenmerk nur auf das eine Ziel gerichtet sein, dass der Gesamtreichthum des Volkes vermehrt, der Wohlstand Jedem zugänglich werde [...]. Die drei vorzüglichsten Bedingungen aber, jenes Ziel zu erreichen, sind: Freiheit für die Entwicklung der industriellen Kräfte, Sicherung des Lohnes für die Arbeit, und gleichmässige Garantie des Eigenthums für Alle.<sup>13</sup>

An Eigentum mangelte es Hans von Hallwyl zunächst nicht, obwohl er von seinem Vater, der sich verspekuliert hatte, nicht mehr als das alte Schloss erwarten konnte. Hingegen ermöglichte ihm das nicht geringe Vermögen von einer halben Million Franken, das seine Frau in die Ehe brachte, einen luxuriösen, aristokratischen Lebensstil. Neben der Winterwohnung in Aarau und der Sommerresidenz Schloss Rued bewohnt er zeitweilig auch sein Stammschloss. Neben diesen für den Adel typischen Wohnverhältnissen fehlten auch die Equipage (die eigene Kutsche) und verschiedenes Hauspersonal nicht. Die umfangreichen Um- und Neubauten im Schloss Hallwyl dürfen in diesem Zusammenhang als Teil des repräsentativen Lebensstils gesehen werden, den Hans von Hallwyl als Nachkomme der alten aargauischen Führungsschicht – jetzt von neuem in Amt und Würden – glaubte führen zu müssen.

Dieses Bedürfnis, zuweilen sogar der Zwang nach Repräsentation war seit jeher ein verbreitetes Phänomen unter dem Adel. Besonders offenkundig wird dies in Krisenzeiten, wenn die finanziellen Mittel und die politische Bedeutung schwinden und nur noch durch einen überproportionalen Aufwand für die Repräsentation die alte Stellung scheinbar bewahrt werden kann. So verhielt sich auch Hans von Hallwyl, der wie sein Vater keine glückliche Hand in der Verwaltung der Finanzen hatte und 1875 über das ganze Vermögen seiner Ehefrau hinaus auch noch Bürgschaften von ihren Verwandten verloren hatte, insgesamt

<sup>12</sup> HANS VON HALLWYL, Reg.-Rath.: *Über das Wesen und die Wirkungen der Progressivsteuer*, Aarau 1869, S. 16 f.: «Die Progressivsteuer ist der Beginn des Socialismus, [...] sie drückt in die schwielige Rechte des biedereren Arbeiters statt eines Werkzeugs ein Almosen, und legt damit den Anfang zur socialen Zersetzung. [...] Die Tendenz der Progression ist die Nivellierung des Besitzes [...]. Die Progressivsteuer ist daher gleichbedeutend mit Communismus; sie ist freilich nicht der Communismus, der in Lumpen auftritt, sie ist ein Communismus in Glacéhandschuhen.»

<sup>13</sup> Ebenda, S. 23.

die riesige Summe von 800 000 Franken.<sup>14</sup> Dazu kam seit 1871 ein Verhältnis mit der Wienerin *Hedwig Wilhelmina Josepha Stix* (1852–1905), die er zusammen mit ihrer Schwester in Zürich in einer grosszügigen Wohnung einquartierte, wobei er sich als deren Vormund ausgab. Die Geldknappheit bekam zunächst seine Frau zu spüren, die sich das Haushaltsgeld jeweils erkämpfen musste: «Öfter lag [Esther] ihrem Manne an. Wenn es wirklich so sei, so möge man sich nach Aussen etwas einschränken, so zum Beispiel die Equipage abschaffen die noch immer stolz über das Aarauer Pflaster rollte. Doch das erlaubte der Familienstolz [nicht].» Vorher sparte man dort, wo es weniger auffiel, wie etwa an der Toilette der Familie.<sup>15</sup>

Schliesslich muss er 1874 den Umbau des Schlosses unvollendet einstellen, er versteigert das Schlossinventar und verkauft das leere Gebäude am 28. November 1874 seinem in Schweden lebenden Bruder. Im Frühjahr 1875 demissioniert er als Regierungsrat, löst seine Wohnung in Aarau und die der Hedwig Stix in Zürich auf und hat nun sogar die Dreistigkeit, seine Geliebte als Kindermädchen in Schloss Rued einzuführen. Im August verlässt er seine Frau und die beiden Töchter und reist mit Hedwig Stix nach Österreich, wo er das Rittergut Ebensfeld in der Steiermark kauft. Dort bleiben die beiden bis mindestens 1878. Im folgenden Jahr, als sich Esther von May von ihrem Mann scheiden lässt, ist sein Aufenthaltsort unbekannt, er wird in Wien vermutet. Die nächste sichere Nachricht berichtet von seiner Heirat mit Hedwig Stix am 14. Februar 1882 in Belgrad, wo er an Eisenbahnbauten beteiligt gewesen sein soll.

Vermutlich kommen die beiden bereits Ende der 1880er Jahre wieder in die Nähe der Schweiz.<sup>16</sup> 1895 verkaufen er und sein Bruder Walther den von ihrem Vater geerbten Landsitz Rörswil an die geschiedene Esther von May. Seine letzten Jahre, spätestens ab 1903, verbringt Hans mit seiner zweiten Frau auf Schloss Burgberg bei Überlingen. Als Hans am 16. Juni 1909 stirbt, bringt das *Aargauer Tagblatt* nur gerade eine zweizeilige Notiz über den Tod des ehemaligen Regierungsrates: «Hans von Hallwil, der letzte Spross des schweizerischen Zweiges der alten Familie, ist am 16. Juni in hohem Alter auf seinem Landsitz bei Überlingen am Bodensee einem Schlaganfall erlegen.»<sup>17</sup>

<sup>14</sup> Wilhelmina von Hallwyl schrieb 1908 über die diesbezüglichen Qualitäten der Familie: «Die Hallwils sind unter uns gesagt ein recht eignes Völkchen und mit dem Geld können die meisten schon gar nicht umgehen und deshalb wäre die Versuchung [das Schloss zu verkaufen] doppelt gross in einer solchen Familie.» Brief Wilhelminas an Schmid vom 23.2.1908 (Bern, StAB, FA von Hallwyl A 680). Offenbar lag es abgesehen von seinem aufwendigen Lebensstil vor allem in «der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er, als Associé in einer von einem seiner Freunde geleiteten industriellen Unternehmung, Verpflichtungen, die nicht gerade ihm allein obgelegen wären, erfüllte...» *Berner Tagespost*, Nr. 19, Abendausgabe vom 23.1.1877.

<sup>15</sup> Scheidungsklage (wie Anm. 7).

<sup>16</sup> Dies geht indirekt aus zwei Briefen Wilhelminas an ihren Neffen Friedrich von Mülinen vom 17.12.1889 und 24.4.1895 hervor (Bern, BBB, Mss.Mül. 661).

<sup>17</sup> *Aargauer Tagblatt*, Nr. 161 vom 18.6.1909.



# Schloss Hallwyl

Zustand 1916, nach Roland

Umzeichnung: IBiD 1996, gez. E. Wullschläger

■ 1914-16 rekonstruierte Teile

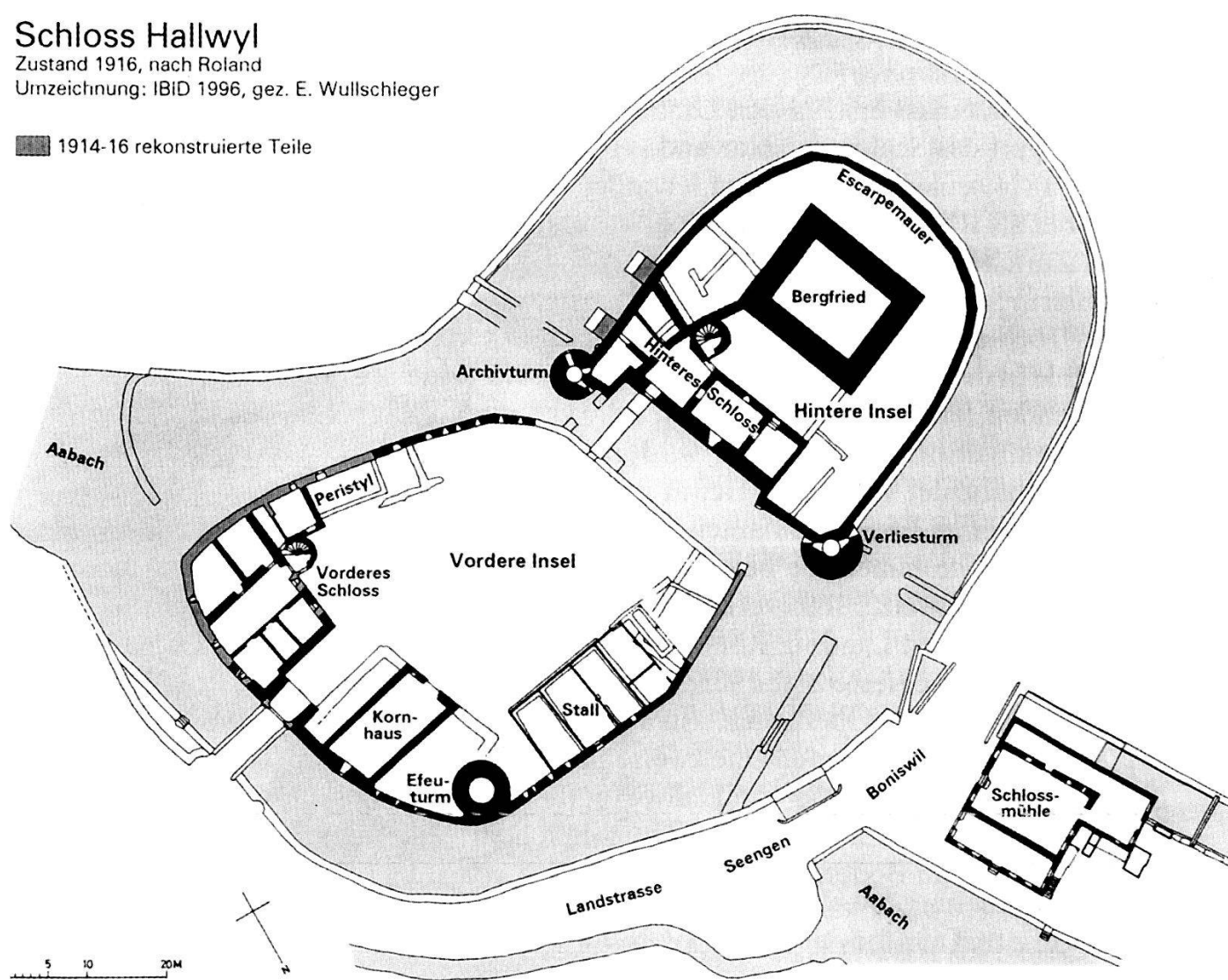


Abb. 3: Übersichtsplan über das Schloss Hallwyl, Zustand 1916, Umzeichnung nach Anders Roland. Institut für Bauforschung, Inventarisation und Dokumentation, Winterthur.

## Ein neues «mittelalterliches» Schloss entsteht 1862–1874

Hans von Hallwyl liess nur einen Teil des am nördlichen Ende des Hallwilersees auf zwei vom Aabach umflossenen Inseln gelegenen Schlosses umbauen. Die älteren Teile auf der westlichen, sogenannten hinteren Insel blieben unangetastet. Dort befindet sich mit dem nur noch als Stummel erhaltenen Bergfried das älteste Steingebäude, wohl aus der Zeit um 1200.<sup>18</sup> Nach dem Bergfried wurden die unteren beiden Geschosse des hinteren Schlosses und zu Beginn des 14. Jahrhunderts die Ringmauern errichtet, die beide Inseln umziehen. Erst danach wurde auch die vordere Insel bebaut, womit fortan zwei Wohnkomplexe bestanden, die parallel von verschiedenen Zweigen der Familie bewohnt wurden. Seine heutige Gestalt mit den runden Eck- und Treppentürmen und der Befensterung erhielt das Schloss vor allem im 16. Jahrhundert. Die späteren Veränderungen beschränkten sich auf die Inneneinrichtung. Während das hintere Schloss im 19. Jahrhundert nur noch als Pächterwohnung diente, blieb das vordere Schloss bis 1852 von Karl Franz Rudolf von Hallwyl bewohnt, einem Grossonkel von Hans. Diesem Gebäude galt in erster Linie die Aufmerksamkeit des neuen Schlossherrn. Bevor er aber dessen umfangreichen Umbau in Angriff nahm, liess er 1862 zunächst den Stall umbauen, an das vordere Schloss einen kleinen, später «Peristyl» genannten Anbau errichten und einen Park anlegen.

Der *Stall* liegt auf der Nordseite der vorderen Insel an der Ringmauer, schräg gegenüber dem vorderen Schloss. Er wurde an der Stelle älterer Wirtschaftsbauten Ende des 16. Jahrhunderts in der für den Aargau traditionellen Hochstudbauweise errichtet. Mitte des 18. Jahrhunderts erfuhr er eine Erweiterung gegen Westen, anstelle der nun abgebrochenen, zuletzt noch als Trotte benutzten Kapelle. Der Stall benützt die alte Ringmauer als Nordwand, gegen Osten lehnte er sich bis 1862 an den Efeuturm an, die Südfassade gegen den Schlosshof bestand aus Fachwerk.<sup>19</sup>

Im Jahr 1862 erfährt der Stall einen vollständigen Umbau, nur der Dachstuhl wird fast unverändert übernommen, indem die Hochstüde auf der Höhe der

<sup>18</sup> Zur Baugeschichte des Schlosses bis zum 19. Jahrhundert vgl. LITHBERG 1924–1932 (wie Anm. 1), besonders die Zusammenfassung in Bd. 4, S. 332–368. Seither hat das Schloss keine eingehende Beurteilung mehr erfahren, und die spärliche seither erschienene Literatur stützt sich auf Nils Lithberg. Zur Zeit sind im Zusammenhang mit den laufenden Restaurierungen neuere Untersuchungen im Gang. Die hier verwendeten Datierungen stützen sich auf den Bericht IBID (vgl. Anm. 1); MORITZ FLURY-ROVA/HEINZ PANTLI: *Bearbeitung des von Nils Lithberg publizierten Materials der Untersuchungen von 1910–1916*, Bericht von 1996, deponiert bei der Kantonsarchäologie Aargau.

<sup>19</sup> Vgl. die Zeichnung J.R. Rahns (LITHBERG 1924–1932 (wie Anm. 1), Bd. 5, Fig. 25) und die Zeichnung B880 (Bern, StAB, FA von Hallwyl). Der 1916 als Grundlage für die Rekonstruktion dienende Bericht des von Lithberg befragten Gärtners Haefeli weicht von diesen Bild-dokumenten teilweise ab (LITHBERG 1924–1932 (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 130–133).

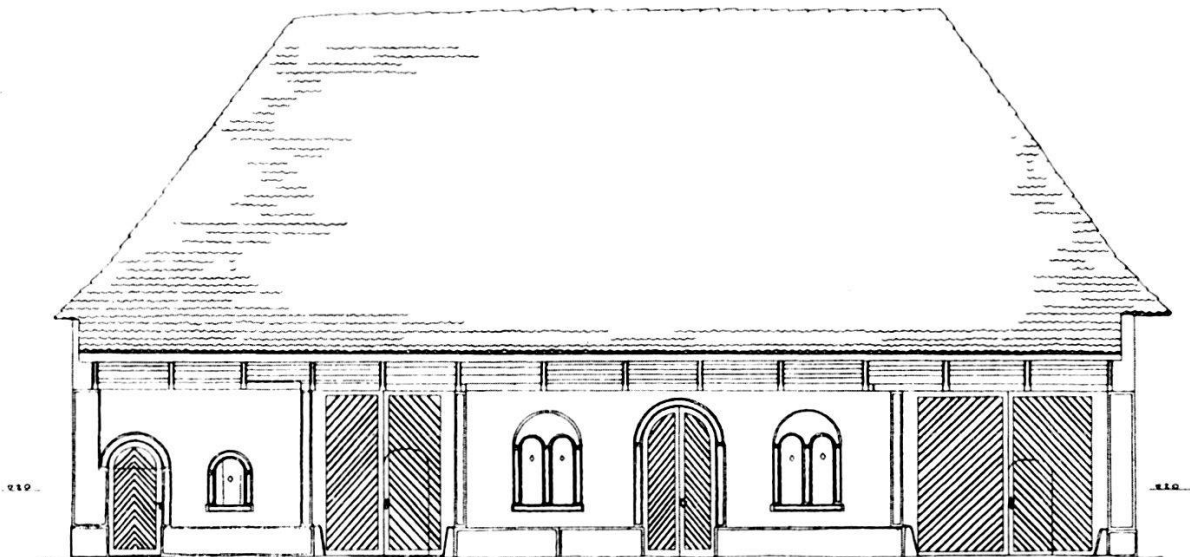


Abb. 4: Die Südfassade des Stalls nach dem Umbau 1862, Zeichnung Arre Essén 1913. Staatsarchiv Bern, FA u. H. B 150.

Dachbalken abgesägt und die tragenden Wände ausgewechselt werden.<sup>20</sup> Während auf der Nordseite immer noch die Ringmauer die Begrenzung bildet, werden die drei anderen Aussenwände jetzt in massivem Mauerwerk errichtet. Die Hoffassade erhält zwei grosses Tenntore zur Scheune und zur Wagenremise, alle übrigen Fenster und Türen haben rundbogige Kalksteineinfassungen. Hinter der eleganten mittigen Dreiergruppe verbirgt sich der Pferdestall, ganz links liegt der Kuhstall (Abb. 4). Während die Aufteilung traditionell bleibt, entspricht der rundbogige Stil der Fenster für einen Stall weder einer historischen Tradition noch praktischen Bedürfnissen. Es ist trotzdem anzunehmen, dass der neue Stall weiterhin als solcher benutzt wurde. Es hätte sonst kaum einen Grund gegeben, ihn im Innern als solchen einzurichten, nachdem man von aussen offenbar den Eindruck eines Ökonomiegebäudes vermeiden wollte – oder dann sollte dieses wenigstens nicht mehr an einen gewöhnlichen Bauernstall erinnern. Denn wegen des grossen, weit vorkragenden Dachs, der grossen Tore und der typischen Anordnung von Fenstern und Türen kann das Gebäude seine Funktion natürlich nicht verleugnen.

Stilistisch erinnern die Biforen sowohl an die Romanik wie an die Renaissance, lassen aber in ihrer vereinfachten Form keinen der beiden Stile wirklich erkennen. Diese Mischung von Romanik- und Renaissanceformen ist nicht un-

<sup>20</sup> Datierung des Umbaus aufgrund des Berichts des Gärtners Haefeli (LITHBERG 1924–1932 (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 130). Anhand der Bild- und Planquellen kann die Errichtung des Stalles auf die Jahre zwischen 1859 (Zeichnung J.R. Rahns, Lithberg 1924–1932 (wie Anm. 1), Bd. 5, Fig. 25) und 1864 (Situationsplan, Bern, StAB, FA von Hallwyl B 943, 944) eingegrenzt werden. Als terminus post quem gilt zudem die Übernahme des Schlosses durch Hans von Hallwyl im Jahr 1861. Auf der Ostseite wird der Stall 1862 verkürzt und das Dach entsprechend angepasst.

typisch für den Historismus, sie tritt zum Beispiel auch an der Glarner und der nahegelegenen Oberentfelder Kirche von Ferdinand Stadler auf (beide fast zeitgleich mit dem Stall erbaut 1864–1866) und kann nach Reinle auf den romantischen Münchner Rundbogenstil der ersten Jahrhunderthälfte zurückgeführt werden.<sup>21</sup>

Das Verstecken von Ökonomiegebäuden hinter schönen Fassaden ist mindestens seit den palladianischen Villen bekannt und im Schlossbau vielfach angewendet. Auch im 19. Jahrhundert sind derartig verkleidete Ökonomiegebäude geläufig – der mit austauschbaren Dekorationen vertraute Historismus ist ja wie prädestiniert dafür. Dabei ist es nicht ungewöhnlich, dass die Ökonomiegebäude durch einen anderen Baustil vom Hauptbau abgehoben werden. Ein Beispiel dafür war der dreigeschossige Nebenflügel des neugotischen *Château de l'Aile* in Vevey, der 1840–1846 gleichzeitig mit dem Hauptbau, aber in Neurenaissanceformen erstellt und von einem romanischen Blendbogenfries abgeschlossen wurde.<sup>22</sup>

Das ungefähr gleichzeitig mit dem Stall, zwischen 1861–1864 erbaute *Peristyl* lag diesem genau gegenüber an der südlichen Ringmauer der vorderen Schlossinsel, direkt westlich an das vordere Schloss anschliessend.<sup>23</sup> Hier hatten sich seit

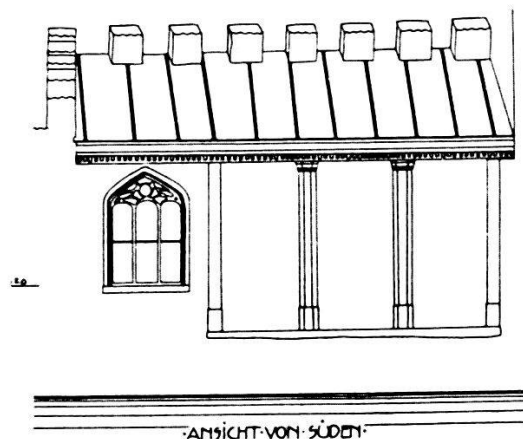


Abb. 5: Die Südfassade des Peristyls,  
Zeichnung Anders Roland 1913.  
Staatsarchiv Bern, FA v. H. B. 288.

<sup>21</sup> ADOLF REINLE: *Kunstgeschichte der Schweiz*, Bd. 4: *Die Kunst des 19. Jahrhunderts*, Frauenfeld 1962, S. 81.

<sup>22</sup> Vgl. PAUL BISSEGER: *Le moyen âge romantique au pays de Vaud 1825–1850. Premier épaulement d'une architecture néo-médiévale*, Bibliothèque historique vaudoise 79, Lausanne 1985, S. 51 f., Fig. 37, 38, 40, 42.

<sup>23</sup> Über die Entstehung des Peristyls gibt es keine schriftlichen Quellen. Das Baujahr kann aber über die bildlichen Quellen auf die Zeitspanne zwischen 1860 und 1864 eingegrenzt werden. Auf der Zeichnung Rahns von 1859 (LITBERG 1924–1932 (wie Anm. 1), Bd. 5, Fig. 25) sind noch der alte Stall und anstelle des Peristyls ein Waschhaus wiedergegeben. Eine auf Skizzen von 1860 beruhende Zeichnung Scheffels zeigt ebenfalls noch den Zustand ohne Peristyl (abgedruckt in der «Tat» vom 28.2.1964). Auf den Situationsplänen von 1864 (Bern, StAB, FA von Hallwyl B 943, 944) sind sowohl der neue Stall, das Peristyl und der englische Park dargestellt. Als terminus post quem gilt auch hier die Übernahme des Schlosses durch Hans von Hallwyl im Jahr 1861.



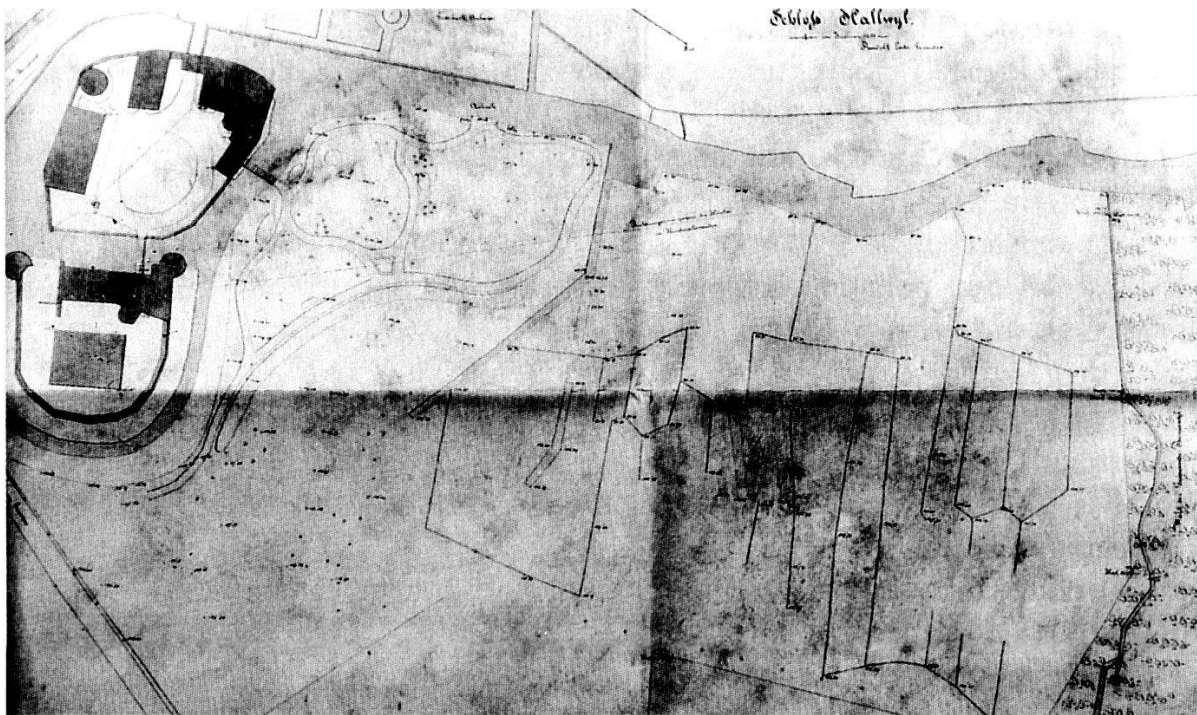


Abb. 6: Situationsplan mit Einzeichnung des Schlossparks, Zeichnung Rudolf Lutz 1870. Staatsarchiv Bern, FA v. H. B. 944.

dem 16. Jahrhundert verschiedene kleinere Ökonomiebauten befunden. Das Peristyl war ein kleiner eingeschossiger Bau unter einem gegen den Wassergraben abfallenden Pultdach und hatte zwei völlig verschiedene Gesichter. Gegen den Schlosshof trat es fast nicht in Erscheinung (Abb. 10). Die unverputzten Bruchsteinmauern und die Fortführung der neu erstellten Zinnenreihe auf der Ringmauer liessen es als Teil derselben erscheinen. Nur die schmalen rundbogigen Fenster und die einfache Türe mit einem kielbogigen Blechdach deuteten auf ein Gebäude. Ganz anders präsentierte sich das Peristyl von der Seite gegen den Wassergraben: hier wurde die Ringmauer aufgebrochen mit einem Masswerkfenster in Tudorgotik und mit einer loggienartigen Öffnung (Abb. 5, 9). Der auf diese Weise gegen den Wassergraben weit offene Raum hatte eine in barocker Manier bemalte Bretterdecke. In die Wände waren Grabplatten der Familie eingelassen.<sup>24</sup> Ein leicht gebogener Steg führte vom Peristyl über den Wassergraben zum Park. Hans hatte auf dem Gelände südlich des Bachs, das bisher als «Pflanzland» und «Schlossmatte» gedient hatte, einen kleinen englischen *Park* mit Baumgruppen und gewundenen Wegen anlegen lassen (Abb. 6).

<sup>24</sup> Diese hatten sich zuvor in der Kirche von Seengen befunden. Nachdem diese 1820 abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt worden war, gelangte ein Teil in das Schloss, wo sie 1857 im Schlosshof unter freiem Himmel standen. Erst mit der Errichtung des Peristyls erhielten sie wieder einen geschützten Platz. Die Grabplatten sind beschrieben und abgebildet bei LITBERG 1924–1932 (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 187–192, Fig. 250–256.

Im Peristyl überlagerten sich durch die Aufstellung der alten Grabplatten der Familie die beiden Funktionen der Loggia und der Kapelle oder Familiengedenkstätte. Architektur und Landschaft, Innenraum und Ausblick zu verbinden ist die Aufgabe der Loggia, die sich immer gegen eine besonders reizvolle Gegend, oft auch gegen ein Gewässer öffnet. Sie ist ein typisches Architekturelement des Schlossbaus und lässt sich von antiken Kaiservillen über palladianische Landsitze bis zu den bernischen «Campagnen» des 18. Jahrhunderts verfolgen. Hier erfreute sie sich gegen das Jahrhundertende zunehmender Beliebtheit und gehörte «zu den besonderen Eigentümlichkeiten, an denen sich eine vom Klassizismus und rousseauischen Stimmungen durchwehte Lebenskultur spüren lässt.»<sup>25</sup> Naturgemäss ist sie aber mit der durch Mauern geschützten mittelalterlichen Burganlage nicht zu vereinen. Die Hallwyler Loggia, ausgerichtet auf den Aabach und den neu angelegten Park, drückt denn mit dem Durchbrechen der Ringmauer auch sehr pointiert aus, dass der Bedarf nach Verteidigung einer romantischen Zuwendung zur Natur gewichen war.

Der durch die Grabplatten hervorgerufene Eindruck von Familiengedenkstätte wird durch das Masswerkfenster unterstützt. Das Zurschaustellen der Ahnenreihe ist unterschwellig als Legitimierung der adligen Abkunft zu verstehen und war entsprechend fester Bestandteil fast aller Schlösser. Angesichts der allgemein schwindenden Bedeutung des Adels im 19. Jahrhundert verstärkte sich die Rückbesinnung auf die Ahnen und die «gute alte Zeit» noch. Während früher die Gräber des Seelenheils wegen vornehmlich in Klöstern oder Kirchen lagen (diejenigen der Hallwyl zunächst im Kreuzgang des Klosters Kappel, ab dem Ende des 18. Jahrhunderts in der Kirche von Seengen), wurden nun öfter auch die Toten oder wenigstens deren Grabsteine im Schloss selber bewahrt, ein deutlich neuzeitliches und eher säkulares Bestreben.<sup>26</sup>

Neben Peristyl und Stall lässt Hans von Hallwyl auch den ganzen *Schlosshof* auf der vorderen Insel neu herrichten. Auf den Zeichnungen vor 1862 präsentiert sich dieser als unebene Landschaft, Holz und landwirtschaftliche Geräte liegen herum und ein Pfad führt an den Wassergraben, wo man das Vieh zur Tränke führte (Abb. 1). Hans lässt den Schlosshof ausebnen, eine kreisrunde

<sup>25</sup> ALFRED ROBERT KIESER: Berner Landsitze des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, Diss., Genf 1918, S. 42.

<sup>26</sup> Wie wichtig dieser Aspekt sein konnte, zeigt z.B. Schloss Kreuzenstein bei Wien. Graf Hans von Wilczek legt ab 1874 zunächst nur eine neue Familiengruft an, die ab 1879 zum Kern einer gleichzeitig als Residenz, Museumsschloss und Denkmal dienenden Burgenrekonstruktion wird. «Als Wilczeksches Denkmal sollte in der Familiengruft die eigene Geschichte und Herkunft zelebriert und als persönliche Grablege die Erinnerung an den Bauherrn und Burgbesitzer selbst wachgehalten werden.» (ELISABETH CASTELLANI-ZAHIR: *Die Wiederherstellung von Schloss Vaduz 1904 bis 1914. Burgendenkmalpflege zwischen Historismus und Moderne*, Diss., 2 Bde., Stuttgart 1993, Zitat: Bd. 2, S. 26). Auch in der Schweiz war die Bestattung von Familienmitgliedern auf dem eigenen Landgut nicht unbekannt: Hans' Vater Theodor von Hallwyl und dessen Frau Adele von Stackelberg wurden beide im Garten von Rörswil beigesetzt.

Vorfahrt anlegen, anstelle einer Linde in der Mitte des Rondells eine Zeder pflanzen und die beidseits an das Kornhaus angebauten Holzschöpfe abbrechen.<sup>27</sup> Damit waren die letzten Holzbauten aus dem Schlosshof der vorderen Insel verschwunden und der bisher durch die Ökonomiebauten geprägte Hof machte wieder einen schlossartigen Eindruck (Abb. 10).

Nachdem auch im *vorderen Schloss* bereits in den 1860er Jahren einzelne Restaurierungen vorgenommen worden waren, sollte dieses, das Hauptwohngebäude, ab 1871 ganz neu hergerichtet werden. Als Architekten fungierten der Berner *Eugen Stettler* und der Badener *Robert Moser*.<sup>28</sup> Beiden war der Umgang mit historischer Bausubstanz nicht fremd; Stettler war 1867–1876 Berner Stadtbaumeister und leitete als solcher noch über seine Amtszeit hinaus bis 1882 die Münsterrestaurierung, und Moser hatte später einen guten Ruf als Restaurator von Kirchen im Auftrag der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler.

Im Familienarchiv befindet sich der Plan eines ersten, nicht ausgeführten *klassizistischen Umbauprojektes* (Abb. 7).<sup>29</sup> Dieses Projekt lässt die gegen den Hof gerichteten Fassaden, den Treppenturm und den gotischen Erker an der Nordfassade bestehen, ebenso im wesentlichen die Binnengliederung. Die gegen die Wassergräben gerichteten Fassaden gegen Süden und Osten sollten dagegen fast vollständig neu aufgebaut und dabei der alte, entsprechend dem Ufer der Insel gerundete Mauerverlauf begradigt werden. Die Südostecke sollte zudem durch einen neuen achteckigen Eckturm ausgezeichnet werden. Viel stärker als Grundriss und Bausubstanz verändert das Projekt das äussere Erscheinungsbild des Schlosses. Aus dem mittelalterlichen Bau, dessen verschiedene Umbauten an den Aborterkern, den verschiedenen Fenstertypen und den uneinheitlichen Dächern gut ersichtlich waren, sollte ein einheitliches, in sich geschlossenes klassizistisches Palais werden.

<sup>27</sup> Diese Veränderungen lassen sich erschliessen aus dem Bericht des Gärtners Haefeli (LITHBERG 1924–1932 (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 142), aus einem anonymen Ölgemälde (zwischen 1862 und 1871, Photographie in Bern, StAB, FA von Hallwyl B 924), sowie aus der Beschreibung in CARL BRUNNER: *Hans von Hallwil, der Held von Grandson und Murten*, in: *Argovia* 6, 1871, S. 127–354, Beschreibung S. 130–132. Das von den hölzernen Anbauten befreite Kornhaus wirkte so stattlich, dass Brunner darin die ehemalige Schlosskapelle erblickte.

<sup>28</sup> Die Beteiligung Stettlers ist gesichert, während für die Beteiligung Moser nur die Angabe Lithbergs steht (LITHBERG 1924–1932 (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 27). Vgl. zu beiden Architekten die Artikel im *Schweizerischen Künstler-Lexikon*, hrsg. von Carl Brun, Bd. 2, Frauenfeld 1908, S. 430, bzw. Bd. 3, Frauenfeld 1913, S. 246 f. und im *Architektenlexikon der Schweiz 19./20. Jahrhundert*, hrsg. von I. Rucki und D. Huber, Basel 1998, S. 387, 516 f. Zu Robert Moser zusätzlich: Nachruf in der *Schweizerischen Bauzeitung* 38, 1901, S. 276. An historistischen Bauten ausgeführt wurden von Robert Moser unter anderem 1862–1865 die neuromanische Pfarrkirche von Dottikon und 1881–1882 die neugotische Dreikönigskapelle in Baden.

<sup>29</sup> Bern, StAB, FA von Hallwyl B 949, bezeichnet «Schloss v. Hallwyl, Project für dessen Umbau», datiert Juni 1872 und signiert Th. Bertschinger, Lenzburg.

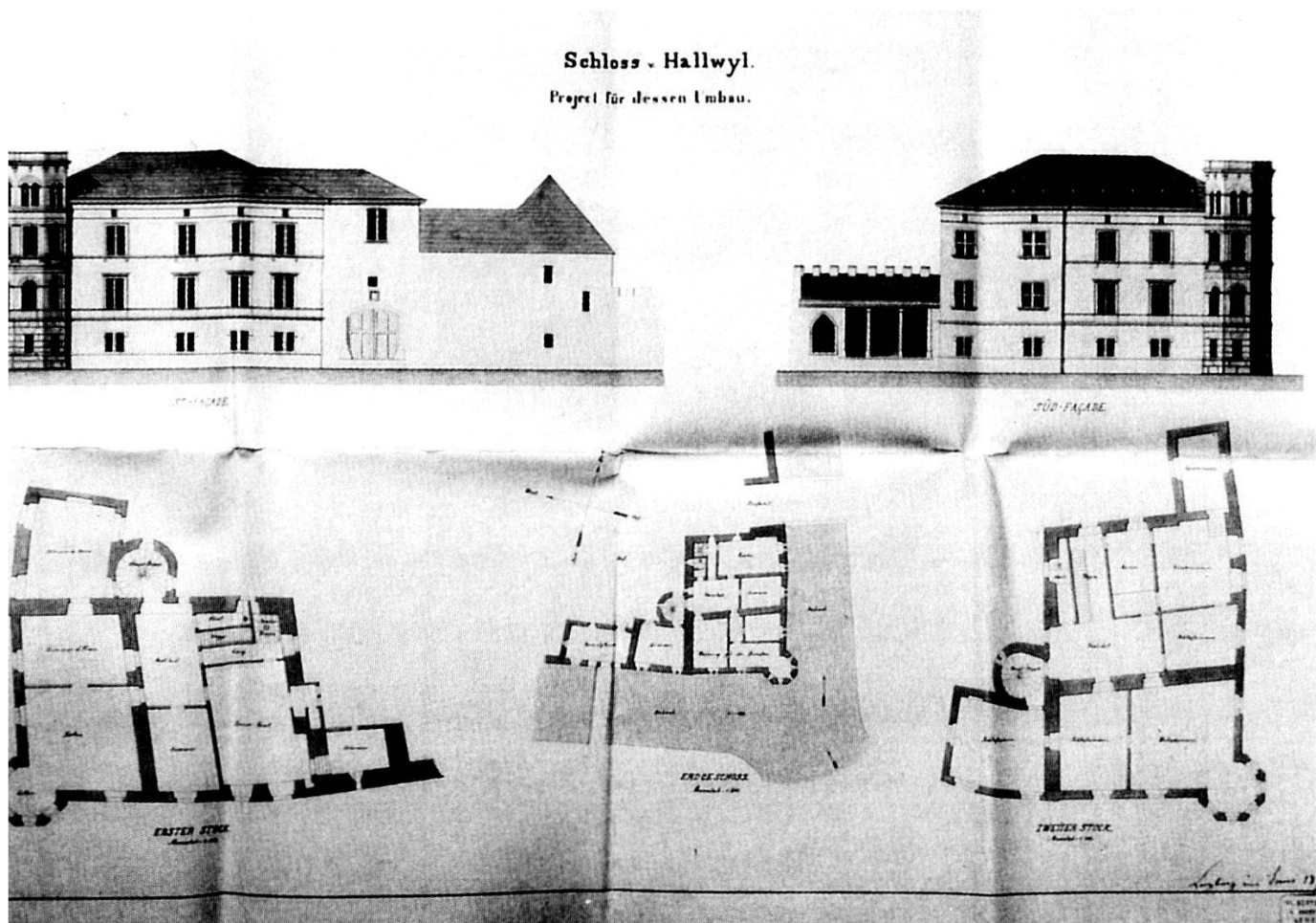


Abb. 7: Plan des klassizistischen Umbauprojektes, Zeichnung Th. Bertschinger 1872. Staatsarchiv Bern, FA v. H. B. 949.



Der Hauptbau ist einem schlichten Spätklassizismus verbunden, der in Aarau durch den 1859 erbauten Bahnhof und das nebenstehende 1869 eröffnete ehemalige Postgebäude zwei junge Vertreter an prominenter Stelle hatte. Als vergleichbares Wohnhaus sei die in den 1850er Jahren erbaute Villa an der Bahnhofstrasse 38 genannt. Der Eckturm ist durch die reiche architektonische Gestaltung besonders hervorgehoben, wird aber durch die umlaufenden Gesimse doch in die Fassaden eingebunden. Mit dem rustikalen Sockel in Quaderbau und den von Geschoss zu Geschoss ändernden Renaissance-Fenstertypen erinnert er eher an den Münchner Rundbogenstil. Die Biforen im obersten Geschoss sind dieselben wie an dem 1862 erbauten Stall im Schlosshof, die mit den Bauten Friedrich Gärtners an der Ludwigstrasse verglichen werden können. In Zürich kommt zum Beispiel das 1864–1866 von Gottfried Semper errichtete Haus Fierz an der Zürichbergstrasse 8 mit seinem Quadersockel, den Gesimsen, Pilastern und den verschiedenen Fenstertypen dem Eckturm recht nahe. In Aarau wäre als Beispiel für den rustizierten Sockel und die Renaissancefenster der ursprüngliche Zustand der 1849 erbauten Infanteriekaserne zu nennen.

Das geplante Raumprogramm entspricht in den wesentlichen Zügen dem Idealbild einer bürgerlichen Villa: Küche und Dienstboten sind in das kellerartige Erdgeschoss verbannt, «weil man unangenehmen Dünsten [...] und einer zu



Abb. 8: Das vordere Schloss von Osten nach dem Umbau 1871–1874, Photographie um 1913. Staatsarchiv Bern, FA v. H. B. 1330.

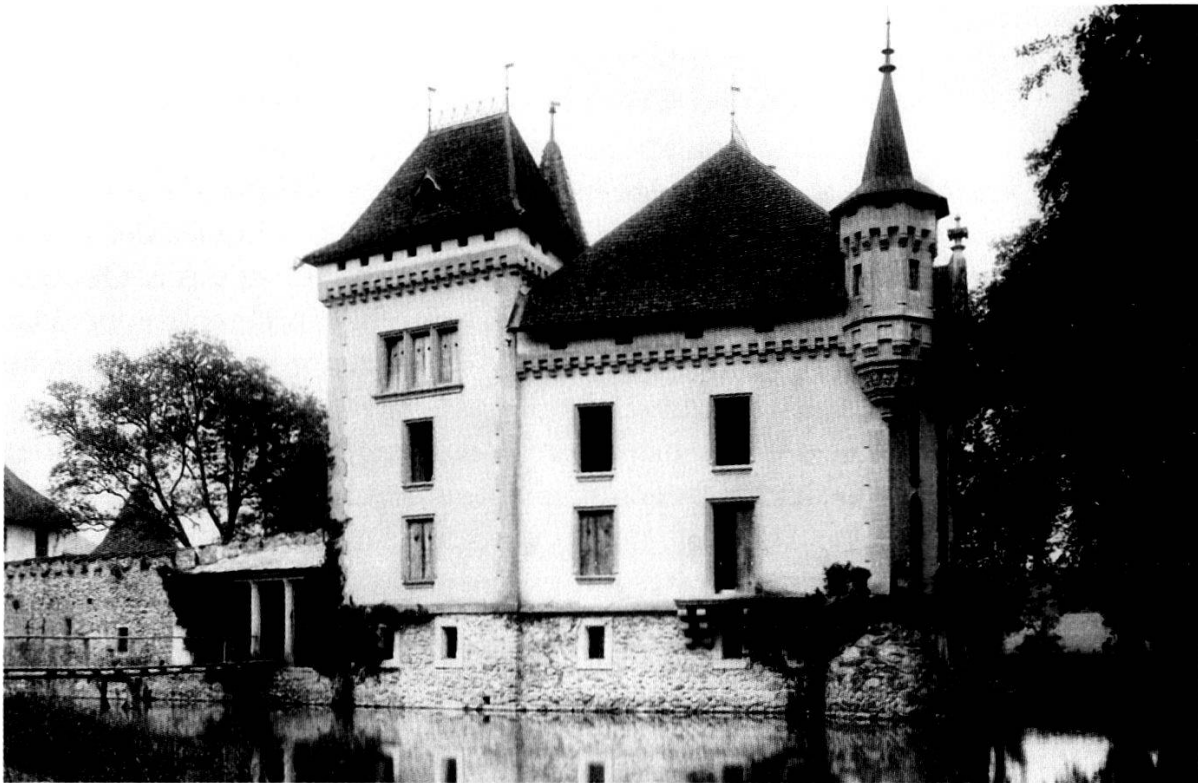


Abb. 9: Das vordere Schloss von Süden nach dem Umbau 1871–1874, Photographie Gustav Sjöberg 1913. Staatsarchiv Bern, FA v. H. B. 1330.



Abb. 10: Übersicht über den Schlosshof von Westen, nach den Umbauten 1862–1874, Photographie von Gustav Sjöberg 1914. Staatsarchiv Bern, FA v. H. B. 1330.

grossen Nähe der Dienstboten entgehen will, [denn] das Streben nach familiärer Intimität ist [...] unvereinbar mit der sichtbaren Anwesenheit der Hausangestellten.»<sup>30</sup> Eine separate Treppe sorgt für einen unauffälligen Zugang in die Obergeschosse, insbesondere zum Speisesaal im 1. Obergeschoss. Weiter befinden sich im «piano nobile» die übrigen halb-öffentlichen Räume, die für Besucher zugänglich waren: der Salon an der Turm-Ecke, das «Zimmer der Frau» und das «Zimmer des Herrn». Der privaten Familiensphäre ist das 2. Obergeschoss vorbehalten. Der alte Treppenturm dient weiterhin als Haupttreppe. Das vordere Schloss wäre nach diesem Plan innen wie aussen in eine gewöhnliche bürgerliche Villa verwandelt worden.

Dies entsprach aber offenbar nicht den Intentionen des Bauherrn. In der Folge entsteht über dem gleichen begradigten Grundriss ein *neugotisches Schloss* mit Türmchen, Zinnen und Giebeln im (vereinfachten) Stil der Loire-Schlösser (Abb. 8–10). Die Eingangsfassade gegen Osten wird durch den Einbezug des Torturmes gegenüber dem klassizistischen Projekt verbreitert und die neue Mittelachse durch einen Mittelrisalit mit Eckquadern und krabbenbesetztem Giebel bezeichnet, der die Vorstellung von einem Turm hervorrufen soll. Im Giebel prangt das Allianzwappen mit der Umschrift «Hans von Hallwyl • Esther von May-Rued». Der geplante Eckturm dagegen kann aus statischen Gründen nicht vollendet werden und bleibt, zur Terrasse hergerichtet, als Stumpf bestehen. Dafür wird die Ecke mit einem zierlichen Erkertürmchen bekrönt. Auch an der Südfassade entsteht durch das Aufstocken des westlichen Teils (ein nachträglicher Anbau der 1520er-Jahre an den Kernbau) ein neuer Schlossturm.

Die hofseitigen Fassaden und der Nordteil der Eingangsfassade werden lediglich neu verkleidet und sind entsprechend schlichter gehalten. Es fehlen der Bruchsteinsockel und die Eckquader, und der an den neu errichteten Fassaden über einem Konsolenfries vorkragende Kniestock wird nur durch ein flaches Gesims abgegrenzt. Der Treppenturm erhält zwar eine neue Türeinfassung und den Konsolenfries, behält ansonsten aber die alten unregelmässigen Fenster bei, während die meisten übrigen Fenster des Schlosses vereinheitlicht werden. Eine Ausnahme bildet das Fenster ganz links im 1. Obergeschoss, das durch eine schlichte, kielbogenförmige Masswerkbekrönung mit der Inschrift «Auf Gott vertraut ist fest gebaut» geziert wird. Die Innenräume werden nur wenig verändert, wobei zum Beispiel ein Ersatz für die ehemaligen, über den Wassergräben an der Südfassade gelegenen Aborterker geschaffen wird. Abgesehen

<sup>30</sup> JOS VANDENBREEDEN/FRANÇOISE DIERKENS-AUBRY: *Vom Klassizismus zum Jugendstil. Das 19. Jahrhundert in Belgien. Architektur und Interieurs*, Eupen 1996, S. 12; vgl. dazu auch ALBERT TANNER: *Arbeitsame Patrioten, wohlstandige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914*, Zürich 1995, S. 321 f.

von zwei neu zugekauften Steckborner Öfen aus dem 18. Jahrhundert gibt es keine neue Inneneinrichtung, denn der Umbau muss bald nach der Schlusssteinsetzung vom 2. Juni 1874 eingestellt werden und das nur im Rohbau fertige Schloss verbleibt ohne Türen, Fenster und Bodenbeläge.<sup>31</sup>

Der Umbau des vorderen Schlosses beseitigte die über die Jahrhunderte gewachsenen Unregelmässigkeiten. Die Dachfirste waren nun über die Mitte der Gebäude gerückt, die Traufen vereinheitlicht und die Ostfassade hatte eine neue Mittelachse erhalten. Die glatt verputzten Mauern über dem rustikalen Sockel, die regelmässigen Fensterachsen und die verschiedenen Türmchen, Giebel, Konsolen und Zinnen verwandelten die leicht bröckelnde Burg in ein neues Schloss, das aber nicht auf einen klar definierbaren historischen Stil zurückgreift, sondern verschiedene Elemente miteinander verbindet. Der stilistische Ursprung ist am ehesten im französisch beeinflussten 16. Jahrhundert zu suchen. Die kubischen Baukörper mit den steilen Dächern finden wir am *Hôtel Ratzé* in Freiburg im Üechtland (1581–1583), die grossen, mit feinen Profilstäben eingefassten Fenster und das Ecktürmchen an der *Maison des Halles* in Neuenburg (1569–1575), die Konsolenreihen am *Neuenburger Schloss* (Galerie und Portal von Philippe de Hochberg, nach 1488, bzw. nach 1496). Alle diese Elemente und die Eckquader im Läufer-Binder-Verband lassen sich auf die französische Renaissance der Loire-Schlösser zurückführen. Wegen der sonst selten anzutreffenden Eckquader ist Hallwyl dem Louis XII-Flügel des *Schlusses Blois* (1498–1504) besonders nahe verwandt.<sup>32</sup> Diese Stilrichtung hat neben der englischen Tudorgotik den neugotischen Profanbau in der Schweiz wohl am stärksten beeinflusst. Verglichen mit Schlössern wie der Schadau, Hünegg oder Castell (TG) sind die Schmuckformen in Hallwyl allerdings viel sparsamer eingesetzt worden. Die dadurch entstehende Dominanz der von Eckquadern gerahmten, verputzten Wandfelder rückt Hallwyl auch in die Nähe der von Meyer als «klassizistisch-romantisch» bezeichneten Neugotik der um 1860 erbauten Kirchen von Caspar Joseph Jeuch und Wilhelm Keller mit ihrem «flächenhaften, unarchitektonischen Charakter.»<sup>33</sup>

Trotzdem machte der Hans'sche Umbau von aussen einen romantischen Eindruck. Dazu trug nicht unwesentlich die gegebene Lage mit den Wassergrä-

<sup>31</sup> Das Datum der Schlusssteinsetzung geht hervor aus einem 1914 gefundenen, im Torturm eingemauerten Telegramm, aufgegeben in Seengen am 2. Juni 1874: «Wir beehren uns Ihnen mitzuteilen dass [wir] soeben den Schlussstein des Hauptportales einzupassen im Begriffe sind. Stettier.» (LITHBERG 1924–1932 (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 54).

<sup>32</sup> Bossierte Eckquader sind im 16. Jahrhundert keine Seltenheit, aber die in Hallwyl mehr lisenenartige Verwendung als Rahmung von Wandfeldern erinnert eher an die im 17. Jahrhundert verbreiteten Ecklisenen, bei denen aber kaum ein Läufer-Binder-Verband zu finden ist. Im 19. Jahrhundert ist das Motiv verbreitet und findet z.B. am Schloss Oberhofen Anwendung.

<sup>33</sup> ANDRÉ MEYER: *Neugotik und Neuromanik in der Schweiz. Die Kirchenarchitektur des 19. Jahrhunderts in der Schweiz*, Zürich 1973, bes. S. 38–46, Zitat S. 157.



ben bei, vervollkommnet durch die Anlage des englischen Gartens – zum Schloss in einen engeren Bezug gebracht durch die Brücke zum Peristyl. Daneben war der Turm sicher das wichtigste Symbol für ein richtiges Schloss – wo er fehlte oder versteckt war, musste er neu- oder ausgebaut werden. In Hallwyl war der einsturzgefährdete Bergfried im 19. Jahrhundert abgetragen worden und als Ersatz wird nun der bestehende Anbau an das vordere Schloss um ein Geschoss aufgestockt und mit einem steilen Dach und zwei Wetterfähnchen bekrönt. Das übrige tun die Eckquader und die zentrierte Fensterachse, die ihn vom restlichen Gebäude als eigenständigen Baukörper abheben, sowie die gedrängte Reihe kleiner Fensterchen unter der Dachtraufe, die an Zinnen erinnern. Damit wurde – in einer für diese Restaurierung bezeichnenden Weise – mit geringem Aufwand eine grosse Wirkung erzielt.

## Romantische Schlösser in der republikanischen Schweiz

Das im 19. Jahrhundert verbreitete Wiederaufgreifen alter Stilformen war bereits damals von vielen Zeitgenossen als phantasielos angeprangert worden und verfiel zu Beginn des 20. Jahrhunderts einer allgemeinen Geringschätzung. Man sprach der Architektur des 19. Jahrhunderts jede künstlerische Schaffenskraft ab. Dabei war das sklavische Kopieren, das konsequente Verwirklichen eines Idealtyps aber keineswegs die Regel. Weit häufiger handelte es sich wie in Hallwyl um die modifizierte Anwendung alter Formen auf die aktuellen Bauaufgaben unter dem Einsatz neuer technischer Mittel.<sup>34</sup> Der bekannte französische Architekt und Restaurator Viollet-le-Duc (1814–1879) verstand die Geschichte als «un langage dont il faut apprendre à se servir pour exprimer sa pensée, mais non pour répéter ce que d'autres ont dit.»<sup>35</sup> In dieser Hinsicht steht der Historismus des 19. Jahrhunderts in der Tradition der verschiedenen «Renaissancen» der abendländischen Architekturgeschichte. Schliesslich liegt auch die grosse Leistung der italienischen Renaissance «nicht in der Nachahmung römischer Bauten, sondern darin, dass die Grammatik der Antike wieder als Disziplin eingesetzt wurde – *die* Disziplin, die von der fernen Vergangenheit der Menschheit überkommen war und sich auf alle erdenklichen rühmlichen Bauvorhaben anwenden liess.»<sup>36</sup>

Geradezu Programm war die Rückbesinnung auf alte und insbesondere mittelalterliche Baustile für viele Mitglieder des Adels. Dieser verlor nicht nur in der Schweiz – wo der Adel als solcher kaum mehr existierte – sondern auch in Deutschland und Österreich im 19. Jahrhundert zunehmend an Bedeutung. Das Verlangen nach staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit in der Folge der französischen Revolution führte um 1800 zur endgültigen Ausmerzung der Leibeigenschaft und im Verlauf des 19. Jahrhunderts zur Auflösung der Sonderrechte des Adels bei der Ämterbesetzung. Waren die Landesherren im 18. Jahrhundert

<sup>34</sup> Vgl. z.B. ALBERT KNOEPFLI: *Zum Schlossbau des 19. Jahrhunderts in der deutschsprachigen Schweiz*, in: *Historismus und Schlossbau*, hrsg. von R. Wagner-Rieger und W. Krause, Studien zur Kunst des neunzehnten Jahrhunderts 28, München 1975, S. 154–178, bes. S. 159f.

<sup>35</sup> EUGÈNE EMMANUEL VIOLLET-LE-DUC: *Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XI<sup>e</sup> au XVI<sup>e</sup> siècle*, Paris 1882, Bd. 1, S. XI. Hermann Muthesius schreibt 1909 über die Architektur des 19. Jahrhunderts: «Wir bauten bisher und bauen zum Teil noch zwar in allen möglichen Stilen, aber es liegt uns dabei [...] keineswegs das Ziel der absoluten historischen Stilkorrektheit vor, wir brauchen die Stile sozusagen nur als Sprache, mit der wir unsere eigenen, der Gegenwart angemessenen architektonischen Gedanken aussprechen. Weitgehende Umbildungen der alten Formenwelt sind dabei unvermeidlich.» (HERMANN MUTHESIUS: *Die «Wiederherstellung» unserer alten Bauten*, in: DERS.: *Kultur und Kunst*, Jena 1909, S. 117–155, Zitat S. 135.)

<sup>36</sup> JOHN SUMMERSON: *The classical language of architecture*, London 1963, S. 18, zit. nach ROBERT A.M. STERN: *Moderner Klassizismus. Entwicklung und Verbreitung der klassischen Tradition von der Renaissance bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1990, S. 10.

zum Regieren noch weitgehend auf den Adel angewiesen gewesen, konnten sie sich im 19. Jahrhundert zunehmend auf eine funktionierende Bürokratie verlassen. Parallel dazu brachte die industrielle Revolution dem Adel in finanzieller Hinsicht Konkurrenz aus der ertragreichen Fabrikproduktion, während die Erträge aus der Landwirtschaft – der Haupteinnahmequelle des Adels – vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark sanken.<sup>37</sup> Trotzdem blieben die Fürstenhöfe in hohem Mass Drehscheibe des politischen und gesellschaftlichen Lebens. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts herrschten in den Kreisen dieser adlig-grossbürgerlichen Gesellschaft Vorstellungen von monarchischem Prinzip und Gottesgnadentum, von Adelsprimat und Lehenstreue.<sup>38</sup> Dem entspricht eine Prunksucht gerade auf dem Gebiet der Architektur, die den Anschein erweckt, «als wollte der Adel noch einmal in grösster Prachtentfaltung eine Macht demonstrieren, die faktisch im Schwinden war, und mit einem Reichtum prahlen, der nach der Aufhebung der Grundherrschaft auf eine geänderte Basis gestellt werden musste, sollte er nicht dahinschwinden.»<sup>39</sup> Mit den Rückgriffen auf das Mittelalter wurden Ideale und Wunschvorstellungen aus einer Periode höchster adliger Machtentfaltung reproduziert. Neben der Zelebration der Familiengeschichte in Ahnengalerien und Grabkapellen, neben inszenierten Rittergelagen oder Altertümer-Sammlungen, boten sich die Literatur, die bildende Kunst und vor allem die Architektur zum Aufbau einer Scheinwelt an. Es gehört zum Wesen der Romantik, dass man glaubte, das Mittelalter fassen zu können, wenn man nur in sein Kleid schlüpfte – wie es zum Beispiel die Bediensteten der Burg Rheinstein buchstäblich zu tun hatten, wenn der Schlossherr anwesend war.<sup>40</sup>

Gerade an den Rheinburgen zeigt sich aber, dass neben romantischer Mittelalter- und Natursehnsucht der Wiederaufbau einer Burg auch im 19. Jahrhundert noch politische Bedeutung haben konnte. Als der preussische Kronprinz Friedrich Wilhelm (IV.) 1815 zum ersten Mal den Rhein besuchte, war es die Faszination der Landschaft, die in ihm das Verlangen weckte, eine dieser «göttlichen Burgen» zu besitzen.<sup>41</sup> Als der Wunsch bald darauf in Erfüllung geht, sind bei der Wiederherstellung der Burg Stolzenfels durch Karl Friedrich Schinkel

<sup>37</sup> LIEVEN 1995 (wie Anm. 3), S. 31, 88.

<sup>38</sup> WERNER CONZE, zit. nach CASTELLANI-ZAHIR 1993 (wie Anm. 26), Bd. 2, S. 207.

<sup>39</sup> RENATE WAGNER-RIEGER: *Romantik und Historismus*, in: *Historismus und Schlossbau*, hrsg. von R. Wagner-Rieger und W. Krause, Studien zur Kunst des neunzehnten Jahrhunderts 28, München 1975, S. 11–18, Zitat S. 13; vgl. auch HANNES STECKL: *Schlösser als Machtsymbole*, in: *Historismus und Schlossbau* [wie oben] 1975, S. 187–194, bes. S. 191.

<sup>40</sup> WEND VON KALNEIN: *Schloss Anif. Ein Denkmal bayerischer Romantik in Salzburg*, Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München 9, Regensburg 1988, S. 94.

<sup>41</sup> URSULA RATHKE: *Preussische Burgenromantik am Rhein. Studien zum Wiederaufbau von Rheinstein, Stolzenfels und Sooneck (1823–1860)*, Studien zur Kunst des neunzehnten Jahrhunderts 42, München 1979, S. 48.

die politischen Motive dieser neuerlichen «Befestigung» des linken(!) Rheinufer kein Geheimnis. Die *Allgemeine Bauzeitung* schreibt dazu 1843:

Die besonders an die Rheinländer gerichtete symbolische Aussage ist deutlich: was die mächtigen Kurfürsten des Hochmittelalters schufen und was durch Schwäche und Verfall des alten Reiches zugrunde ging, lässt der preussische Herrscher wieder auferstehen.<sup>42</sup>

In der Schweiz dachte natürlich niemand daran, die Grenzen mit Burgen ideell zu befestigen. Auch gab es zwar wohl einzelne Adels- oder Patrizierfamilien, nicht aber wie in Deutschland oder Österreich eine Aristokratie, die sich als ganze Schicht auf eine mittelalterliche feudalistische Vergangenheit zurückbesann. In der Schweiz war bereits die «Aristokratie» des Ancien Régime eher eine «Bourgeoisie» gewesen, da Wohlstand und Ansehen der wenigen regierenden Familien auf wirtschaftlichem Erfolg, Kapital und Wissen, eben spezifisch bürgerlichen Qualitäten beruht hatten.<sup>43</sup> Erst recht galt dies, als nach den Revolutionen von 1830/31 die nur noch durch Bildung oder Besitz privilegierten «bürgerlichen Mittelklassen» an die Macht kamen. Dieses neue, auf Fleiss und Sparsamkeit bedachte Bürgertum konnte und wollte keine prestigeträchtigen Schlossbauten errichten, und schon gar nicht in dem in Hallwyl angewendeten aufwendigen neugotischen Stil, der sich mit seinen unzähligen Zierformen und den verschachtelten Baukörpern nicht besonders zur Befriedigung der normalen Wohnbedürfnisse eignete und schlecht zu den erwähnten Tugenden gepasst hätte.<sup>44</sup> Zudem war die den Schlössern inhärente Verbindung mit der vorrevolutionären Zeit oder dem Mittelalter bei diesen Schichten negativ belastet – die Adels- und Patrizierherrschaften waren ja gerade erst definitiv abgeschafft worden. In Deutschland gab es demgegenüber im 19. Jahrhundert sehr viele

<sup>42</sup> Architekt J. Fuss 1843 in der *Allgemeinen Bauzeitung*, zitiert nach CASTELLANI-ZAHIR 1993 (wie Anm. 26), Bd. 1, S. 79.

<sup>43</sup> ALBERT TANNER: *Aristokratie und Bürgertum in der Schweiz im 19. Jahrhundert. Verbürgerlichung der «Herren» und aristokratische Tendenzen im Bürgertum*, in: *Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte*, Basel/Frankfurt (M.) 1990, Bd. 1, S. 209–228, bes. S. 210 f.

<sup>44</sup> Carl Ferdinand von Ehrenfeld drückt dies beim Empfang des Architekten Leonhard Zeugheer in Zürich 1835 sehr pragmatisch aus: «Wir machen ihn darauf aufmerksam, dass der von ihm so beliebte altdeutsche Styl sich zwar sehr gut zu Kirchen, Rathhäusern und anderen öffentlichen Gebäuden eignet, die einen ernsten Charakter verlangen, dass er aber auch, charakterlos angewendet, seinen Zweck gänzlich verfehlt. Die jetzige Zeit ist nicht mehr die des 14. und 15. Jahrhunderts, wo man die ungeheuren Kosten der altdeutschen Bauwerke nicht zu scheuen hatte; wir müssen jetzt wohlfeil bauen, und der billigste Baumeister ist leider der beliebteste, und am meisten gesucht. Billigkeit ist aber mit dem altdeutschen Style nicht gut vereinbar, wenn nicht eine kahle, von allen individuellen und charakterisierenden Verzierungen dieses Styles entblösste Facade zum Vorschein kommen soll.» Zit. nach HANS PETER MATHIS: *Die Villette. Eines Zürcher Banquiers Landsitz am Zugersee*, in: *Villette Cham*, Cham 2/1991, S. 8–32, Zitat S. 15–17.

grosse neugotische Villen.<sup>45</sup> Erst zu Beginn unseres Jahrhunderts stellt Bodo Ebhardt das gleiche Phänomen auch dort fest:

Zu allen diesen Umständen, die einer Entwicklung des Schlossbaus schon nicht günstig sind, kommt noch der Einfluss einer überwiegend demokratischen öffentlichen Meinung in fast allen Ländern, die auf hoher Entwicklungsstufe stehen, um zu verhindern, dass mit Freuden auch der stolze Wohnsitz eines grossen Herrn oder eines Multimillionärs als erstrebenswerte, schöne Aufgabe anerkannt und dargestellt werde.<sup>46</sup>

Es verwundert daher nicht, dass die bedeutendsten neugotischen Schlösser in der Schweiz von Fremden gebaut worden sind, in vorderster Linie vom neuenburgisch-preussischen Adel, welcher durch den bis 1857 bestehenden Einfluss Preussens auf Neuenburg in die Schweiz gekommen war.<sup>47</sup> Verschiedene Mitglieder der gegenseitig verschwägerten Familien de Pourtalès und de Rougemont erwarben 1813 das Château de Gorgier am Neuenburgersee, am Thunersee die Landsitze Chartreuse (1831) und Schadau (1837), dann 1844 nicht weit entfernt das Schloss Oberhofen und um 1860 zwischen Oberhofen und der Chartreuse das Grundstück, auf dem das Schloss Hünegg entstand. Das *Château de Gorgier* war eine im wesentlichen auf das 16. Jahrhundert zurückgehende Schlossanlage, in der James-Alexandre de Pourtalès unter Beibehaltung des Stils der französischen Renaissance umfangreiche Renovierungen, Rekonstruktionen und kleinere Neubauten durchführen liess. Von den Thunersee-Schlössern hatte nur *Oberhofen* einen mittelalterlichen Kern.<sup>48</sup> Die um 1200 errichtete Burg war ab 1652 Landvogtei und wurde nach dem Ende des Ancien Régime 1801 versteigert. Rund um den Bergfried waren damals schlichte Gebäude gelagert, viele davon aus dem 18. Jahrhundert. Albert de Pourtalès befreite den Bergfried auf der dem See zugekehrten Westseite von den anstossenden Gebäuden, baute ihn innen neu aus und verzierte die Schauseite mit Sandsteinelementen und einer «Pfefferbüchse» (Abb. 11). Die ihn umgebenden

<sup>45</sup> Vgl. dazu z. B. WOLFGANG BRÖNNER: *Die bürgerliche Villa in Deutschland 1830–1890 unter besonderer Berücksichtigung des Rheinlandes*, Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern im Rheinland 29, Düsseldorf 1987, oder: ANDREAS LEY: *Die Villa als Burg. Ein Beitrag zur Architektur des Historismus im südlichen Bayern 1842–1968*, München 1981.

<sup>46</sup> BODO EBHARDT: *Der Schlossbau. Eine Betrachtung über Neubau und Wiederherstellung von Schlössern*, 1, Berlin 1914, S. 20, zit. nach MICHAEL BRINGMANN: *Was heisst und zu welchem Ende studiert man den Schlossbau des Historismus?*, in: *Historismus und Schlossbau*, hrsg. von R. Wagner-Rieger und W. Krause, Studien zur Kunst des neunzehnten Jahrhunderts 28, München 1975, S. 27–48, Zitat S. 37 f. Vgl. auch KNOEPFLI 1975 (wie Anm. 34), S. 162.

<sup>47</sup> Für eine Übersicht über weitere neugotische Schlösser vgl. JÜRG GANZ: *Schlossbau und schlossähnliche Architektur des 19. Jahrhunderts. Katalog von Beispielen aus der deutschsprachigen Schweiz*, in: *Historismus und Schlossbau*, hrsg. von R. Wagner-Rieger und W. Krause, Studien zur Kunst des neunzehnten Jahrhunderts 28, München 1975, S. 179–186; DORIS FÄSSLER: *Schloss Meggenhorn*, in: *Der Geschichtsfreund* 138, 1985, S. 79–144 und 139, 1986, S. 101–158.

<sup>48</sup> Zu Oberhofen: ROSMARIE HESS: *Schloss Oberhofen am Thunersee*, Schweizerische Kunstführer GSK Nr. 558, Bern 1994.



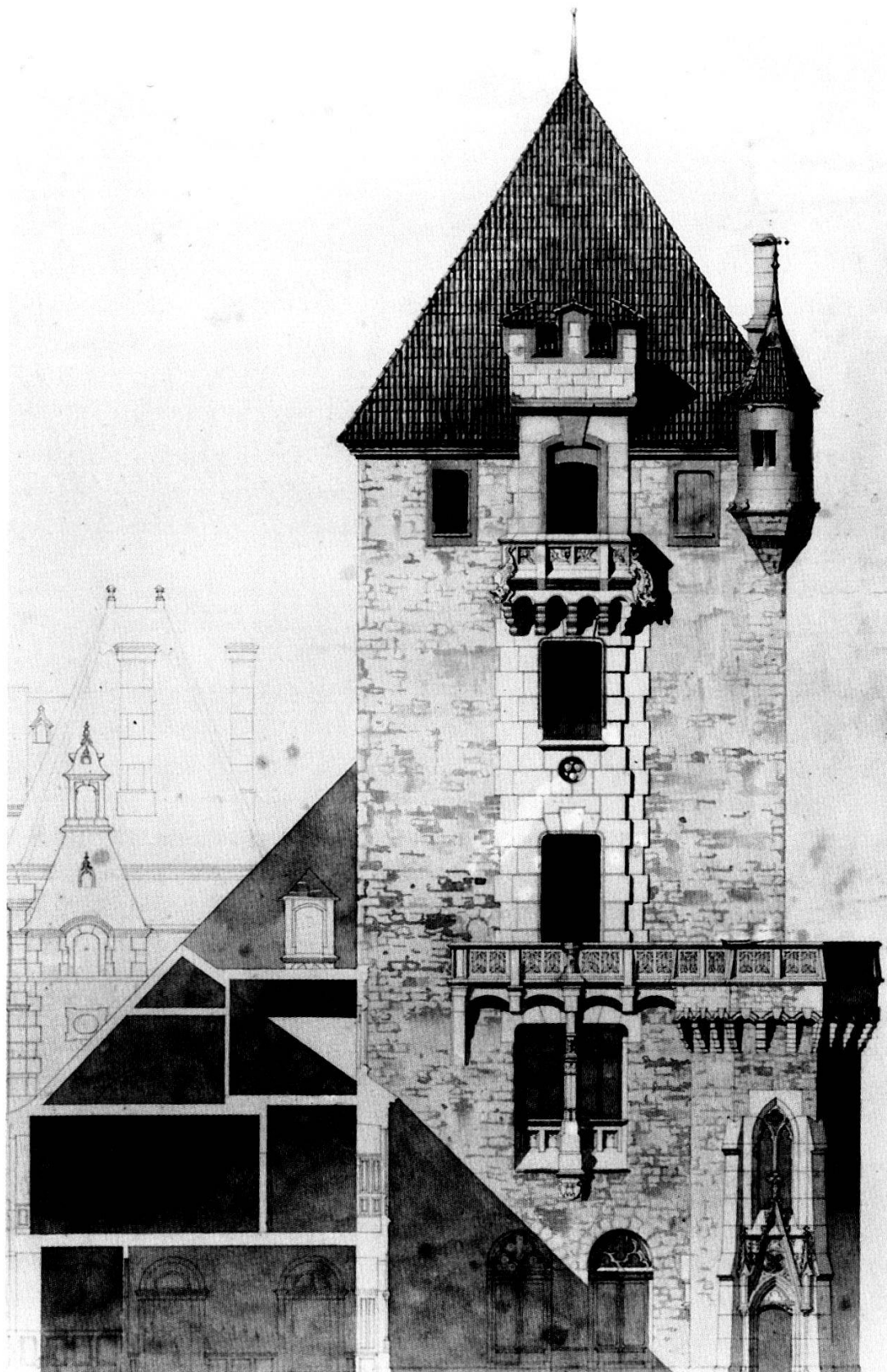


Abb. 11: Schloss Oberhofen, Plan für den Umbau des Bergfrieds von James Colin, um 1850. Bernisches Historisches Museum, Inv. 40234.



Abb. 12: Schloss Schadau, Ansicht vom See. Eidg. Archiv für Denkmalpflege, Bern, PHGL A-16361.

Gebäude wurden teils durch Neubauten ersetzt, teils mit einer historistischen Fassadendekoration versehen. Dazu kamen zierliche Dachaufbauten und ein neuer Innenausbau in verschiedenen Stilen.

Die Schlösser Schadau und Hünegg sind integrale Neubauten.<sup>49</sup> Alfred de Rougemont-de Pourtalès erbaute das *Schloss Schadau* 1848–1852 in einem verträumten Stilgemisch aus französischer Renaissance mit gotischen und englischen Einschlägen, mit Türmen und Türmchen, Kaminen und Balkonen (Abb. 12). *Schloss Hünegg* dagegen, 1861–1863 vom preussischen Offizier Baron von Parpart, dem zweiten Ehemann von Adolphe de Pourtalès' Frau erbaut, ist ein nahezu stilreines Loire-Schloss, das zum Beispiel von Azay-le-Rideau (1518–1827) inspiriert sein könnte. Die *Chartreuse* schliesslich war bereits 1819–1821

<sup>49</sup> Zur Schadau: MAX GRÜTTER: *Schloss Schadau*, in: *Unsere Kunstdenkmäler* 23, 1972, S. 194–200; zu Hünegg: HERMANN VON FISCHER: *Schloss Hünegg, Hilterfingen*, Schweizerische Kunstführer GSK Nr. 426, Bern 1988.

durch den Berner Schultheissen Niklaus Friedrich von Mülinen von einem alten Wirtschaftshof zum gotischen Landhaus umgebaut und mit einem gotisch befensterten Turm ergänzt worden.<sup>50</sup>

Diese sowohl hinsichtlich der Bauherren wie der Architekten unschweizerischen Schlösser sind grösser und in der Gestaltung aufwendiger als der Umbau des Schlosses Hallwyl. Das vordere Schloss umfasst mit seinen siebzehn nicht eben grossen Räumen (neben dem nur beschränkt verwendbaren Erdgeschoss) eher das Raumprogramm einer Villa denn das eines Schlosses. Trotzdem können diese Schlösser dem bei Bern aufgewachsenen Hans von Hallwyl als Inspiration gedient haben, insbesondere die Verwendung von Stilformen aus dem 16. Jahrhundert, das Anlegen von Parks und die Art, wie in Oberhofen der Bergfried mit neugotischem Zierwerk überzogen wird.

Kleinere, eher als «Villen» zu bezeichnende neugotische Bauten wurden von einer in der schweizerischen Demokratie verwurzelten gehobenen Schicht von Bankiers und Kaufleuten errichtet. Neben dem schon erwähnten, 1839 umgebauten *Château de l'Aile* in Vevey sei aus der weiteren Umgebung von Hallwyl zum Beispiel das ganz der englischen Gotik verpflichtete *Schloss Neu-Buonas* am Zugersee erwähnt (1970 abgebrochen).<sup>51</sup> Carl August von Gonzenbach-Escher, Direktor der Zürcher Firma Escher-Wyss, liess die Villa 1873–1877 an idyllischer Stelle auf einer Landzunge nach Plänen des Oxforders Architekten William Wilkinson erbauen. Der langgestreckte, unverputzte Bau mit vielen ohne Symmetrie frei aneinandergereihten Giebeln und Türmchen war ein stilreiner Vertreter der Tudorgotik. Demgegenüber ist die 1862 in Aarau erbaute *Villa Feer-Herzog* des gleichnamigen Seidenfabrikanten und Politikers ein Beispiel für eine «sparsame» Neugotik ohne viel Zierrat. Besonders gut mit dem Hallwyler Umbau zu vergleichen ist das *Schloss Meggenhorn*, wo auf ähnliche Weise ein vorhandener Bau in den Umbau einbezogen wurde.<sup>52</sup> Der elsässische Grossindustrielle Edouard Hofer kaufte 1857 das damals zweihundertjährige Landhaus Meggenhorn. 1868 bis 1870 liess er daran einen Anbau von ungefähr derselben Grundfläche fügen und das ganze Gebäude mit einheitlichen Fassaden und Treppengiebeln im Stil der deutschen Renaissance versehen. Dazu gehört ein ebenfalls mit Hallwyl zu vergleichender Turm mit

<sup>50</sup> Zur Chartreuse: HANS GUSTAV KELLER: *Die Chartreuse. Das Schicksal eines bernischen Landsitzes*, Sonderdruck aus dem Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee 1948, Interlaken 1949. Schultheiss von Mülinen war 1815 vom Kaiser in den Grafenstand erhoben worden. Ab 1896 wird die Chartreuse von ihrem neuen Besitzer, dem deutschen Freiherrn von Zedtwitz, mit dem Geld der amerikanischen Gattin in üppiger Neurenaissance neu erbaut.

<sup>51</sup> Zu Neu-Buonas: RETO LOCHER: *Schloss Neu-Buonas am Zugersee*, in: *Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 29, 1972, S. 111–117.

<sup>52</sup> Zu Meggenhorn: FÄSSLER 1985/86 (wie Anm. 47) und dieselbe: *Vom Landsitz zum Schlossgut*, in: *Schloss Meggenhorn, Meggen wie es war* 2, Meggen 1986, S. 15–73, bes. S. 37–58.



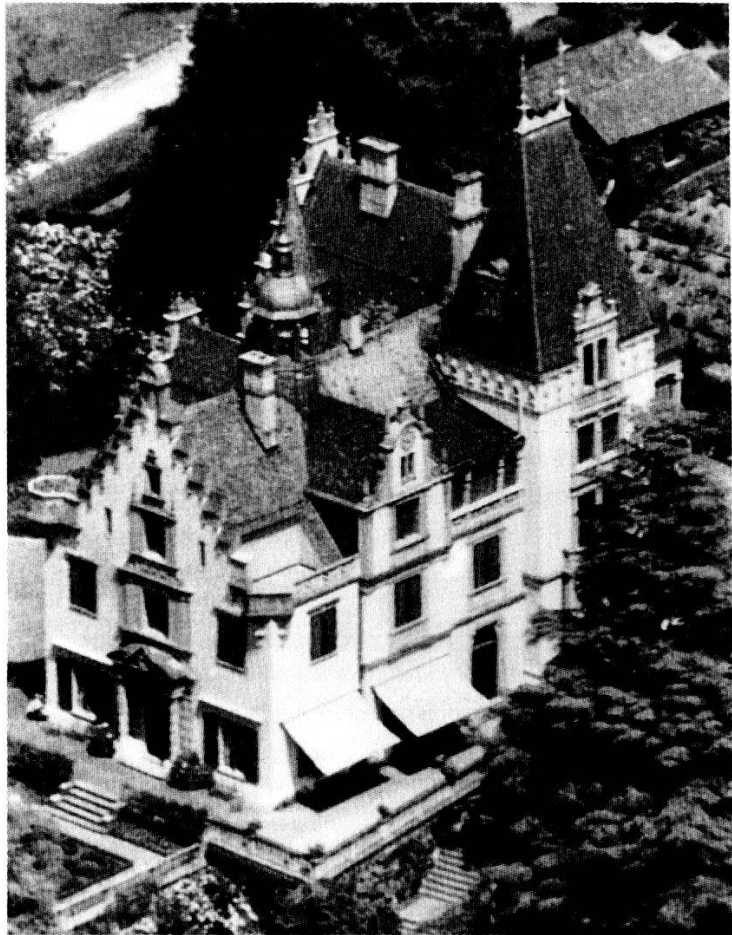


Abb. 13: Schloss Meggenhorn, Luftaufnahme um 1930. Aus: Fässler 1986 (wie Anm. 52), Abb. S. 78.

steilem Walmdach (Abb. 13). Die historistische Inneneinrichtung mit teilweise neugotischen Formen kann uns eine Vorstellung davon geben, wie die Ausstattung des Schlosses Hallwyl hätte aussehen können.

Ob eine Burg umgebaut wurde wie Hallwyl, Oberhofen oder Meggenhorn, ob eine Ruine wiederaufgebaut wurde wie Stolzenfels oder ob es sich um einen vollständigen Neubau handelte wie bei der Schadau oder Hünegg, die Intentionen und das Resultat unterscheiden sich kaum. Die alte Bausubstanz wurde beibehalten, wo sie sich in das neue Projekt eingliedern liess, und zuweilen wurden ruinenhafte Teile als romantischer Kontrast zum neuen Bau bewusst in Szene gesetzt. Genauso bedenkenlos wurde sie aber auch einer Erneuerung geopfert, paradoxerweise gerade auch, um etwas Neues, typisch Mittelalterliches zu erstellen. Mehr als die alte Bausubstanz wurde an den alten Burgstellen der «genius loci» und die romantische Lage geschätzt. Dies gilt ganz besonders auch für Hallwyl, wo es um die Reaktivierung des alten Stammsitzes geht, dieser aber soweit nötig den neuen Wohnbedürfnissen angepasst wird. Während die Gebäude der hinteren Schlossinsel als materielle Zeugen der ruhmreichen Vergangenheit kulissenartig bestehen bleiben, werden die zum

Teil bäuerlichen Gebäude der vorderen Insel erneuert und dabei insbesondere das etwas charakterlose Gebäude des vorderen Schlosses mit den für ein Schloss notwendigen Attributen versehen. Obwohl zu einem grossen Teil neu erbaut, vermittelte es nun die angestrebte Botschaft besser: ein «mittelalterliches Schloss» zu sein.

Ein solches Verständnis drückt sich zum Beispiel in einer zeitgenössischen Beschreibung der Umbauten am Schloss Oberhofen aus:

Das Schloss ist beinahe ganz neu aufgebaut, von aussen in alterthümlichem Style, von innen mit ausländischer Pracht, Eleganz und Comfort eingerichtet. [Den Besitzern] standen nicht nur die materiellen Mittel zur Verschönerung des schon von der Natur so reich gezierten Besitzthums zu Gebote, sondern [auch] ein ausgebildeter Kunstsinn und ein auf Kenntnis des Mittelalters gegründeter richtiger historischer Geschmack. Schloss Oberhofen, wenn es einmal unter so glücklichen Auspicien ganz vollendet sein wird, kann sicherlich darauf Anspruch machen, eines der gelungensten, aus Fundamenten der Vorzeit neu entstandenen und sie uns vergegenwärtigenden Baudenkmale unseres Vaterlandes zu sein.<sup>53</sup>

Um die Vergangenheit zu vergegenwärtigen, war in Hallwyl das für einen Villenbau an sich übliche klassizistische Projekt natürlich nicht geeignet. Bei der engeren Stilwahl der neugotischen Variante mag mitgespielt haben, dass für das Bürgertum des 19. Jahrhunderts das 16. Jahrhundert zu einer wegen des menschlichen politischen Systems idealisierten Epoche gehörte. Die Stilwahl wäre in diesem Fall als Absage an den mit dem Barock verbundenen Absolutismus zu verstehen. Zudem war diese Zeit für die Familie von Hallwyl nach dem Erfolg des Hans von Hallwyl in Murten (1476) eine Epoche der Prosperität. Trotzdem darf das neugotische Schloss nicht einfach als rückwärts-gewandte, nostalgische Mittelalterinszenierung gelten; gewiss waren hier keine Ritterspiele und mittelalterlichen Essgelage geplant.<sup>54</sup> Dies hätte schlecht zu dem als liberal gelobten Regierungsrat gepasst und die bürgerliche Raumverteilung sowie die teilweise belassene Ausstattung des 18. und 19. Jahrhunderts hätten dafür auch gar nicht den richtigen Rahmen abgeben können. Vielleicht lässt sich ein Vergleich zwischen der politischen Karriere und dem neuen Schloss insofern ziehen, als das Amt des Regierungsrates als eine Fortführung der früher von der Familie ausgeübten Leitung der Geschicke des Aargaus unter neuen Vorzeichen angesehen werden kann, während der Neubau des Schlosses ebenso in der neuen, zeitgemässen Formensprache des Historismus das Werk der Ahnen fortführte.

<sup>53</sup> BERCHTOLD VON MÜLINEN-GUROWSKY: *Ein Besuch im Schlosse Oberhofen. Rückblicke auf seine Geschichte*, in: Berner Taschenbuch auf das Jahr 1859, S. 232–256, Zitat S. 233.

<sup>54</sup> Vgl. z.B. die Scheinwelten eines Graf Wilczek auf Kreuzenstein bei Wien oder eines Joseph von Lassberg in Eppishausen (TG); CASTELLANI-ZAHIR 1993 (wie Anm. 26), Bd. 2, S. 5–30, bzw. KNOEPFLI 1975 (wie Anm. 34), S. 154 f.

## **Ruinenkult und Rekonstruktionen – Diskussionen um die Denkmalpflege**

Die Frage nach einer Erhaltung des Alten im Sinne heutiger denkmalpflegerischer Grundsätze stellte sich damals keinem privaten Bauherrn. Nicht nur dass es noch nirgends in Europa entsprechende, sich auf Privateigentum erstreckende Gesetze gab, vielmehr pflegte auch die Obrigkeit mit dem Niederreißen der Stadttore und den vielen Kirchen- und Kirchturmvollendungen wie etwa in Köln oder Bern einen ganz ähnlichen Umgang mit den historischen Bauten.

Natürlich sind alte Gebäude auch schon früher bewundert worden, doch mehr wegen spezieller künstlerischer Qualitäten oder wenn mit ihnen politische Ereignisse oder historische Persönlichkeiten verknüpft waren. Der Wunsch aber, im Sinne der heutigen Denkmalpflege ein Gebäude vor allem als historisches Zeugnis zu erhalten, setzt ein wissenschaftliches Erkennen desselben und eine allgemeine Wertschätzung des Alten voraus. Letzteres entwickelt sich parallel zur Romantik und schlägt sich zunächst in der Bildung von historischen Vereinen und «Alterthümersammlungen» nieder sowie in einer allgemeinen Begeisterung für idyllische Ruinen. Aber erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts wird auch eine kunstgeschichtliche Begrifflichkeit entwickelt, werden Stilrichtungen definiert, zeitlich eingeordnet und in eine Verbindung mit der politischen Geschichte gebracht. Gleichzeitig erfährt der Begriff «Denkmal» zu Beginn des 19. Jahrhunderts einen Bedeutungswandel. Er wird nicht mehr in erster Linie für gewollte Denkmäler wie Statuen, sondern für ungewollte, gewordene Denkmäler verwendet. So gilt nun, wie der *Brockhaus* 1833 schreibt, alles als Denkmal, was «als Zeichen der Vergangenheit gewisse Erinnerungen aus der Zeit oder an die Zeit, wo sie gefertigt wurden, erwecken will oder kann, vorzüglich aber Gegenstände menschlicher Kunst.»<sup>55</sup>

In Deutschland gab es schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts einzelne Stimmen, vor allem von Architekten, die sich für einen schonenden Umgang mit Baudenkmalern und ihrer Substanz stark machten.<sup>56</sup> Und obwohl in Ansätzen staatliche Organisationen zur Inventarisierung und zum Schutz alter Bauten geschaffen wurden, blieben die schönen Absichten meist Theorie. Ohne entsprechende gesetzliche Grundlagen waren alle in Privateigentum befindlichen Bauten zum vornherein ausgenommen, für eine Einflussnahme auf Kirchen und

<sup>55</sup> Bd. 3, S. 128; zit. nach WINFRIED SPEITKAMP: *Die Verwaltung der Geschichte. Denkmalpflege und Staat in Deutschland 1871–1933*, Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 114, Göttingen 1996, S. 84.

<sup>56</sup> An erster Stelle ist Karl Friedrich Schinkel zu nennen, aber auch August Reichsperger, Ferdinand von Quast und in Frankreich Eugène Emmanuel Viollet-le-Duc. Vgl. NORBERT HUSE (Hrsg.): *Denkmalpflege. Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten*, München <sup>2</sup>1996.

öffentliche Bauten in Gemeindebesitz fehlten meist die Strukturen und schliesslich hielten sich die Vordenker der Denkmalpflege selber bei weitem nicht immer an ihre eigenen Richtlinien.

In der *Schweiz* hatte es während der Helvetik einen vielversprechenden Ansatz für eine Denkmalpflege auf gesetzlicher Grundlage gegeben. «Auf Antrag des Ministers der Künste und Wissenschaften, Ph. A. Stapfer, beschloss das Direktorium der Republik 1798 die Schaffung einer staatlichen Archäologie und Denkmalpflege und 1799 die Gründung eines Nationalmuseums.»<sup>57</sup> Durch das baldige Ende der Helvetik 1803 blieben diese Bemühungen ohne Wirkung. In den neuen Kantonen, die mit einem riesigen Aufgabenberg und leeren Kassen zu kämpfen hatten, herrschten ein utilitaristischer Geist, Technikgläubigkeit und die Angst, den Anschluss zu verpassen, gepaart mit einem Misstrauen, es könnte sich bei den Denkmälern um Monumente des Ancien Régime handeln. So blieben die Kunstdenkmäler während der nächsten achtzig Jahre auf die private Initiative angewiesen, die vor allem von den ab 1826 gegründeten historischen Gesellschaften ausging. Allerdings konzentrierten diese Vereine sich vor allem auf (kostbares oder kurioses) bewegliches Kulturgut. Entsprechend waren auch die vorgenommenen Ausgrabungen in erster Linie schatzgräberartige Unterfangen, die ohne Rücksicht auf Befunde vorgenommen wurden.

Um die Jahrhundertwende tritt in Deutschland die bislang vor allem von Experten geführte Auseinandersetzung um den richtigen Umgang mit Baudenkmalern an die Öffentlichkeit, nicht zuletzt dank dem Streit um die – schliesslich nicht durchgeführte – Rekonstruktion des Heidelberger Schlosses. Mit dem ab 1900 jährlich durchgeführten Kongress *Tag für Denkmalpflege* und der ab 1899 erscheinenden Zeitschrift *Die Denkmalpflege* erreicht die Diskussionen um die Denkmalpflege eine breite Schicht von interessierten Architekten, Restauratoren und Laien.<sup>58</sup> Parallel dazu kommt es seit 1890 zu einer «rapiden Verdichtung der Rechtsvorschriften»<sup>59</sup> und die um die Jahrhundertwende entstehende Heimatschutzbewegung zeugt von einer Sensibilisierung in breiten Bevölkerungsschichten.

Die in Deutschland aufgestellten Theorien werden auch in der Schweiz mindestens von der Fachwelt aufgenommen. Die 1880 gegründete *Schweizerische*

<sup>57</sup> Die Angaben zur Situation in der Schweiz basieren auf ALBERT KNOEPFLI: *Schweizerische Denkmalpflege. Geschichte und Doktrinen*, Beiträge zur Geschichte der Kunstwissenschaft in der Schweiz 1, Zürich 1972, S. 11–24, und *Vaterländische Alterthümer. Zur Geschichte staatlicher Archäologie und Denkmalpflege*, Ausstellungsbeilage, Zürich 1991. Zitat aus *Vaterländische Alterthümer* 1991, S. 11.

<sup>58</sup> Grundlegend zur Denkmalpflege um 1900: MARION WOHLLEBEN: *Konservieren oder restaurieren? Zur Diskussion über Aufgaben, Ziele und Probleme der Denkmalpflege um die Jahrhundertwende*, Veröffentlichungen des Institutes für Denkmalpflege an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich 7, Zürich 1989.

<sup>59</sup> SPEITKAMP 1996 (wie Anm. 55), S. 315.



*Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler* hat sich zum Ziel gesetzt, «die öffentliche Aufmerksamkeit auf die historischen Denkmäler und Kunstwerke der Schweiz zu lenken und zur Erhaltung derselben directe oder mittelbar beizutragen.»<sup>60</sup> Seit 1887 beteiligt sich der Bund finanziell an «den Bestrebungen zur Erhaltung und Erwerbung vaterländischer Alterthümer»<sup>61</sup> und bestimmt den Vorstand der erwähnten Gesellschaft als Expertenkommission, die über die Verteilung der gesprochenen Gelder für Ausgrabungen, Restaurierungen und die Anschaffung von vom Verkauf ins Ausland bedrohten Kunstwerken entscheiden soll. Als erster Kanton hat die Waadt bereits 1898 ein Denkmalschutzgesetz und einen staatlichen Denkmalpfleger. Weitere Denkmalschutzgesetze gibt es 1902 in Bern und Neuenburg, 1905 und 1906 im Tessin und im Wallis. In den anderen Kantonen bleibt es vorerst bei Verordnungen.<sup>62</sup>

Im Kanton Aargau gibt es ab 1901 eine solche *Verordnung betreffend die Aufsicht über die dem Staate gehörenden Altertümer* und 1914 eine *Verordnung über den Natur- und Heimatschutz*, worin der Schutz von Altertümern enthalten ist.<sup>63</sup> Die aber nur in der kommunalen Kompetenz liegenden Verordnungen dürften entsprechend unterschiedlich angewendet worden sein. Zum Durchbruch kommt der Denkmalschutz erst 1943 mit der kantonalen *Verordnung über den Schutz von Altertümern und Baudenkmalern* und der gleichzeitigen Einstellung eines Kantonsarchäologen.

Bereits vor den ersten Ansätzen rechtlicher Natur gibt die Schweizerische Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler 1893 eine *Anleitung zur Erhaltung von Baudenkmalern und zu ihrer Wiederherstellung* heraus. Die kleine, dreiundzwanzig Seiten umfassende Broschüre ist vom Architekten und Kunsthistoriker Henry de Geymüller angeregt worden und wird 1893 an Bauverwaltungen, kirchliche Stellen, historische Vereine und Architekten versandt.<sup>64</sup> Den Hintergrund bildet die Überzeugung, dass ein Objekt «als ein Repräsentant der alten Baukunst des Landes und ein Vermächtnis der Altvordern unsere Achtung und Pietät zu beanspruchen habe. Jedes Gebäude besitzt einen gewissen geschichtlichen Wert, der verloren geht, wenn die Ursprünglichkeit des Bestandes zerstört wird.» Anstelle von «stilreinen» Rekonstruktionen ist es darum «in seiner vollen Eigenart und seiner ganzen charakteristischen Erschei-

<sup>60</sup> Zweckparagraph aus den Statuten, zit. nach KNOEPFLI 1972 (wie Anm. 57), S. 26.

<sup>61</sup> Bundesbeschluss vom 14./30.6.1886, zit. nach KNOEPFLI 1972 (wie Anm. 57), S. 29.

<sup>62</sup> HEINRICH GIESKER-ZELLER: *Der rechtliche Heimatschutz in der Schweiz. Darstellung des Denkmalschutzes, Kunstschutzes, Naturschutzes und Heimatschutzes im engern Sinn, unter Berücksichtigung der Geschichte und des Auslandes*, Zürcher Beiträge zur Rechtswissenschaft 29, Aarau 1910.

<sup>63</sup> *Denkmalschutz im Aargau*, in: Erhalten und Pflegen, Texte zur Ausstellung 50 Jahre Denkmalschutz im Kanton Aargau, Aarau 1993, S. 18–23.

<sup>64</sup> Schweizerische Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, Protokoll der allgemeinen Sitzung vom 19.9.1893 in Luzern, S. 9.



nung dem Ort und dem Lande zu sichern.»<sup>65</sup> Es ist bemerkenswert, dass auch der Denkmäler des sonst oft vernachlässigten Barock gedacht wird: «Nicht nur Arbeiten des Mittelalters, sondern auch solche aus dem XVI. bis XVIII. Jahrhundert sind oft von grossem Kunstwert und verdienen eine gute Erhaltung.»<sup>66</sup> Typisch ist dagegen die Vernachlässigung der Bauten des eigenen Jahrhunderts sowie die Konzentration auf kirchliche Bauten.

Josef Zemp, Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, legt 1902 und 1907 die «wissenschaftlichen Grundsätze» der Denkmalpflege dar.<sup>67</sup> Er betont die Gleichberechtigung der verschiedenen alten Stile und plädiert für eine möglichst vollständige Konservierung der Bausubstanz. Die Betrachtung des alten Werkes «in erster Linie als eine historische Urkunde» führt Zemp aber dazu, die bisher üblichen Ergänzungen in historischen Stilformen je länger je mehr abzulehnen:

In einem Punkte gewinnen neuere Ansichten immer festere Gestalt: in der Erkenntnis, dass sich das Werk des Restaurators nicht scheu und selbstlos zu verbergen braucht, wie man es eine Zeitlang forderte. Zeigen wir ehrlich, was wir an einem alten Werk getan haben. Man wird den Grad unserer historischen Pietät alsdann am besten beurteilen können; [...] man wird uns vor allem dankbar sein, wenn wir alte Urkunden rein und unverfälscht der Nachwelt erhalten. Haben wir der alten Urkunde einen Nachtrag, einen Zusatz beizufügen, so geschehe es füglich mit unserer eigenen, modernen, nicht mit einer nachgeahmten alten Schrift.<sup>68</sup>

Diese scharfe Trennung zwischen dem Konservieren des Altbestandes und dem Ergänzen in ausschliesslich modernen Formen entspricht bereits den heutigen denkmalpflegerischen Grundsätzen. Doch gab es daneben noch zur Genüge andere Stimmen und Vorstellungen. Ein Extrem besteht in der Konzentration auf den vom Wiener Kunsthistoriker und Generalkonservator Alois Riegl definierten Alterswert, welcher mit den von vergangenen Zeiten kündigenden Altersspuren, mit der Patina des Denkmals an die Gefühlswelt einer breiten Bevölkerung appelliert.<sup>69</sup> Der allzusehr in den Vordergrund gerückte

<sup>65</sup> *Anleitung zur Erhaltung von Baudenkmalern und zu ihrer Wiederherstellung*, hrsg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, Zürich 1893, S. 5, 23.

<sup>66</sup> *Anleitung* 1893 (wie Anm. 65), S. 13.

<sup>67</sup> JOSEF ZEMP: *Restaurierung historischer Kunstdenkmäler*, in: Schweizerische Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, Jahresbericht 1902, S. 8–10 (Teil 1) und 1903, S. 10 (Teil 2); Josef Zemp: *Das Restaurieren*, in: Schweizerische Bauzeitung 50, 1907, S. 133–136, 173–175.

<sup>68</sup> ZEMP 1902/03 (wie Anm. 67), Teil 2, S. 10.

<sup>69</sup> ALOIS RIEGL: *Wesen und Entstehung des modernen Denkmalkultus*, 1903, abgedruckt in: ERNST BACHER: *Kunstwerk oder Denkmal? Alois Riegls Schriften zur Denkmalpflege*, Studien zu Denkmalschutz und Denkmalpflege 15, Wien/Köln/Weimar 1995, S. 53–97, bes. S. 73. Vgl. zu Riegl auch: HEINZ HORAT: *Alois Riegl: Der moderne Denkmalkultus*, in: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 53, 1996, S. 61–78.

Alterswert führt jedoch in die Richtung eines reinen Ruinenkultes, eines «in Würde sterben lassens» ohne jeglichen menschlichen Eingriff:

Der Kultus des Alterswertes verdammt hienach nicht allein jede gewaltsame Zerstörung des Denkmals durch Menschenhand als frevelhaften Eingriff in die gesetzliche Auflösungsstätigkeit der Natur, wodurch er einerseits im Sinne der Erhaltung des Denkmals wirkt, sondern wenigstens dem Prinzip nach jede konservierende Tätigkeit, jede Restaurierung als nicht minder unberechtigten Eingriff in das Walten der Naturgesetze, wodurch der Kultus des Alterswertes einer Erhaltung des Denkmals direkt entgegenarbeitet.<sup>70</sup>

Dem möglichst weitgehenden Verzicht auf Eingriffe hält *Adolf von Oechelhaeuser*, Kunstgeschichtsprofessor in Karlsruhe, gerade im Fall von Schlössern die legitimen Bedürfnisse der Besitzer entgegen:

Sodann scheiden aus der Diskussion die Fälle aus, wo sozusagen das Recht des Lebenden entscheidet, wo alle theoretischen Erörterungen und kunsthistorischen Bedenken vor einer neuen Zweckbestimmung zurücktreten müssen, wie so häufig in jüngster Zeit bei einem Wiederaufbau von Burgen und Schlössern. Hier kann es sich nur darum handeln, dass die Restauration in die tüchtigsten Hände gelegt wird; das Recht der Gegenwart in dieser Beziehung ist an sich unbestreitbar.<sup>71</sup>

Diese Gegensätze mögen andeuten, dass die Debatte um die Denkmalpflege zwar engagiert geführt wurde, aber keineswegs in eine «*unité de doctrine*» mündete. Immerhin gewann die Gruppe der Gegner von Rekonstruktionen laufend an Anhängern, so dass um 1910, als in Hallwyl die nächsten Erneuerungsmassnahmen in Angriff genommen wurden, eine Mehrheit der Fachwelt wie der Strassburger Kunstgeschichtsprofessor *Georg Dehio* propagierte: «Unsere Losung lautet: allerdings nicht restaurieren – wohl aber konservieren.»<sup>72</sup> Es gab jedoch weder verbindliche Richtlinien noch Gesetze, welche die Wiederherstellung eines Schlosses in bestimmte Bahnen gelenkt hätte, vielmehr blieb es der Eigenverantwortung des Eigentümers überlassen, welcher denkmalpflegerischen Doktrin er sich – wenn überhaupt – anschliessen wollte.

<sup>70</sup> RIEGL 1903 (wie Anm. 69), S. 71 f.

<sup>71</sup> ADOLF VON OECHELHAEUSER: *Denkmalpflege in alter und neuer Zeit*, in: *Der Väter Erbe. Beiträge zur Burgenkunde und Denkmalpflege*, hrsg. von Bodo Ebhardt, Berlin 1909, S. 1–21, Zitat S. 19 f.

<sup>72</sup> GEORG DEHIO: *Denkmalschutz und Denkmalpflege im neunzehnten Jahrhundert*, Festrede, gehalten 1905 in Strassburg, auszugsweise abgedruckt in: HUSE 1996 (wie Anm. 56), S. 139–146, Zitat S. 142.



Abb. 14: Wilhelmina von Hallwyl, Photographie um 1910. Aus: Lepp/Rennerfelt 1981 (wie Anm. 74), Abb. S. 79.



Abb. 15: Walter von Hallwyl in der Uniform des Johanniterordens, Ölbild von Nils Asplund 1920. Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, SH 80, Neg-69183.

## Der Graf und die Gräfin als neue Eigentümer<sup>72a</sup>

Als Hans von Hallwyl 1874 gezwungen war, das Schloss zu verkaufen, wäre es beinahe in fremde Hände geraten, nur dank einer «reichen Heirath» war sein Bruder Walther in der Lage, das Schloss in der Familie zu behalten. Walther hatte 1865 als zweite Frau die schwerreiche schwedische Holzfabrikantentochter Wilhelmina Kempe geheiratet und war 1874 definitiv nach Schweden gezogen (Abb. 14, 15).<sup>73</sup> Wilhelmina sollte die grosse Förderin und Gönnerin der Forschungen und Restaurierungen rund um Schloss Hallwyl zu Beginn dieses Jahrhunderts werden.

<sup>72a</sup> Zu Walther von Hallwyls Grafentitel vgl. Seite 45f.

<sup>73</sup> «Hätte mein Mann nicht eine reiche Heirath gemacht wäre jetzt das Schloss nicht mehr in der Familie, denn mein lieber Schwager war auf dem Punkt es zu verkaufen, hatte einen recht hoch bietenden Käufer.» Brief Wilhelminas an Schmid vom 23.2.1908 (Bern, StAB, FA von Hallwyl A 680). Der am 26. Januar 1839 geborene Walther hatte in Berlin, Edinburgh, Paris und Florenz studiert. Auf einer Italienreise lernte er seine erste Frau, die Gräfin Adele von Stackelberg kennen, die er am 9. November 1861 in München heiratete. Doch Adele starb bereits ein Jahr später am 4. Januar 1863.

*Anna Fridrika Wilhelmina Kempe* entstammte einem zweihundertjährigen Stralsunder Kaufmannsgeschlecht und kam am 1. Oktober 1844 als einziges Kind von Wilhelm Heinrich Kempe (1808–1883) und Johanna Wallis in Stockholm auf die Welt.<sup>74</sup> Ihr Vater war Inhaber und Direktor der Ljusne-Voxna AB, eines der einträglichsten Unternehmen in Schweden. Wilhelmina verlebte unter einer strengen Gouvernante aus Nürnberg eine einsame Kindheit. Vierzehnjährig durfte sie 1858 auf ihre erste längere Auslandsreise, die sie in fünf Monaten nach Lübeck, Berlin, Prag, Wien und der Schweiz führte. Ohne zu murren begleitete sie ihre unermüdliche Mutter bei tagelangen Wanderungen durch Kirchen und Museen. Weniger Freude fand die isoliert aufgezogene Wilhelmina Zeit ihres Lebens am gesellschaftlichen Leben. Sie war sich bewusst, dass sie eines Tages eines der grössten Vermögen Schwedens erben würde, und sie war deshalb auf der Hut, sobald sich ein junger Mann ihr gegenüber besonders aufmerksam zeigte.

Als sie 1864 in Bad Homburg während eines alljährlichen Kuraufenthaltes mit ihren Eltern den Grafen Walther von Hallwyl, einen fünfundzwanzigjährigen stattlichen Offizier kennenlernt, nimmt sie bereits nach vierzehn Tagen seinen schriftlichen Heiratsantrag an und überzeugt auch die widerstrebenden Eltern. «Er war artig und höflich aber nicht mehr. Dies war ganz neu für mich, ich war gewöhnt an Schmeicheleien und Höflichkeiten.»<sup>75</sup> Vor allem aber ist Wilhelmina überzeugt, dass der junge Adlige nichts von ihrem Vermögen wisse, sie folglich nicht deswegen heiraten wolle. Am 13. Dezember reist Walther für die Verlobung nach Schweden und am 10. Juni 1865 findet die Hochzeit in Stockholm statt.

Da Walther noch seine Militärlaufbahn in der Schweiz verfolgt und oft abwesend ist, lebt Wilhelmina weiterhin in der Abhängigkeit ihrer Eltern auf dem von ihrem Vater für das Ehepaar gekauften Sommersitz Schloss Ericslund südlich von Stockholm und im Winter in einer möblierten Stadtwohnung oder in einem Hotel. Zwischen 1866 und 1873 kommen die vier Töchter Wilhelminas auf die Welt: Ebba, Ellen, Elma und Irma, wovon Elma bereits einjährig stirbt. Die anderen werden bereits als kleine Kinder auf die gewohnten mehrmonatigen Reisen mitgenommen, die meist in die Schweiz, aber auch an die Riviera oder nach Italien führen. Als die Töchter der Schule wegen im Sommer in Stockholm bleiben, fühlt sich Wilhelmina in Ericslund wieder sehr einsam, was sich zunächst in einer riesigen Bibliothek mit deutschen, englischen und französischen Romanen niederschlägt, dann darin, dass sie spinnen, weben und

<sup>74</sup> Zu Wilhelmina von Hallwyl: HANS LEPP/MONICA RENNERFELT: *Wilhelmina von Hallwyl. Museiskapare vid sekelskiftet*, Stockholm 1981; EVA HELENA CASSEL-PIHL: *Samlarmani eller samhällsansvar? Grevinnan von Hallwyl och hennes insatser på kulturområdet*, in: *Konsthistorisk tidskrift* 57, 1988, S. 119–123; Nachruf von REINHOLD BOSCH im *Seetaler* Nr. 61 vom 30.7.1930.

<sup>75</sup> *Grevinnan Wilhelmina von Hallwyls årsanteckningar*, undatiertes Manuskript, Stockholm, Hallwylska museet, zit. nach LEPP/RENNERFELT (wie Anm. 74), S. 20.



sticken lernt, und schliesslich in der Anstellung einer Gesellschafterin, Fräulein Uhse aus Deutschland, welche sie von 1878 an das ganze Leben begleiten wird.

Mit dem Tod ihres Vaters 1883 übernimmt Walther die Leitung der Ljusne-Voxna AB und im Sommer 1892 entschliessen sich Walther und Wilhelmina zum Bau einer Residenz in Stockholm, wozu sie den damals sehr begehrten Architekten Isak Gustaf Clason verpflichten können. Das in Formen der italienischen Renaissance und der spanischen Gotik ausgeführte *Hallwylska palatset* erhält mit seinem langgestreckten Innenhof einen schlossartigen Charakter und sollte eines von Clasons Hauptwerken werden. Da alle drei Töchter bereits verheiratet sind, wird das Haus nur für die beiden Eheleute konzipiert, soll aber neben den Wohnräumen auch Walthers Büros und Wilhelminas Sammlungen aufnehmen. Diese Sammlungen und deren Katalogisierung werden Wilhelminas grosses Lebenswerk, «in welches sie bis zu ihrem Tod mit 85 Jahren ihre ganze Willensstärke, Energie und Enthusiasmus konzentrierte.»<sup>76</sup> Sie interessierte sich seit ihrer Kindheit für Kulturgeschichte und trug ihre Objekte in einer über siebzigjährigen Sammlertätigkeit unter anderem auf Reisen durch Europa, Afrika und den Orient zusammen. Aber Wilhelmina wollte mehr als eine Sammlung von Kunstobjekten, ihr ganzes Haus sollte zum Museum werden und neben Gemälden, Möbeln und Silber sollten auch Gebrauchsgegenstände dazugehören, bis hin zu ihren Kleidern. «Sie wollte für kommende Generationen das einmal lebendige Haus «einfrieren», geprägt vom Geschmack der Zeit und deren technischen Neuheiten. Hässliche Details und mangelhafte Technik durften nicht verschönert oder aufgebessert, nichts verrückt, verändert, hinzugekauft oder weggenommen werden. Ihr Zuhause sollte ein Monument einer vergangenen Kultur werden.»<sup>77</sup>

Der Katalog war eine Aufgabe, die sie und einen Stab von Mitarbeitern mehrere Jahrzehnte beschäftigen sollte. Er enthält neben den Antiquitäten auch das ganze Inventar des Hauses, inklusive die Garderobe der Gräfin, vom Hochzeitskleid bis zum Strumpfband. In Stockholms Museumskreisen sprach man spöttisch über das Vorhaben und bezweifelte die Durchführbarkeit. Die Gräfin war sich bewusst, dass man sich über sie lustig machte, aber sie war sicher, dass der kulturhistorische Wert der Sammlung steigen würde. Verschiedene Zimmer des Schlosses waren zu Fotostudio, Restaurierungsatelier, Redaktion und Buchbinderei umgestaltet worden. Wilhelmina selbst steuerte zu jedem Objekt die Umstände der Erwerbung bei und redigierte den Katalog. Der erste Band erschien 1926, bei ihrem Tod am 25. Juli 1930 waren siebenundzwanzig Bände veröffentlicht, in ihrem Sinn weitergeführt wuchs der Katalog bis 1955 auf achtundsiebzig grosse Quartbände. Die Sammlung schenkte Wilhelmina samt dem Hallwylpalast dem schwedischen Staat.

<sup>76</sup> LEPP/RENNERFELT 1981 (wie Anm. 74), S. 11.

<sup>77</sup> LEPP/RENNERFELT 1981 (wie Anm. 74), S. 10 f.



Der andere grosse Wirkungskreis Wilhelminas liegt in der Erforschung der Familiengeschichte und der Restaurierung des Schlosses Hallwyl. Das Interesse an der Geschichte ihrer neuen Familie war der Auslöser für die ganzen Restaurierungsarbeiten.<sup>78</sup> Bereits bei ihrem ersten Besuch in Hallwyl kurz nach ihrer Heirat 1865 war sie von dem damals noch von ihrem Schwager bewohnten Schloss fasziniert.<sup>79</sup> Ab 1874 gehört das Schloss ihrem Mann, aber erst am 5. Juni 1903 kommt sie mit Frl. Uhse für eine ganze Woche nach Hallwyl, um sich in das immer noch im «Archivturm» aufbewahrte Familienarchiv zu vertiefen. Dabei hilft ihr ihr Neffe, der Berner Historiker und Oberbibliothekar Friedrich von Mülinen. Das Schloss, dessen Umbau durch Hans von Hallwyl 1874 unvollendet geblieben war, war zu dieser Zeit nicht bewohnbar und man logierte deshalb bei allen Aufenthalten in der nahe gelegenen Kuranstalt Brestenberg.

In den beiden folgenden Jahren führt die Gräfin das Ordnen des Archivs während je einem mehrwöchigen Aufenthalt weiter und stellt dafür Hilfskräfte ein, die ihr von ihrem Neffen vermittelt werden. Er selber kommt nur selten vorbei, zu selten für die wissbegierige, aber in historischen Urkunden unerfahrene Wilhelmina: «Sei so gut und komme bald, wenn auch nur auf einige Stunden, damit ich ganz genau erfahre was machen und wie alles ordnen. Wir sind nur eine herumirrende Herde ohne Hirten.»<sup>80</sup> Unter den aufgebauten Hilfskräften befindet sich auch der Berner Schriftsteller und Germanist F. O. Schmid. Dieser sollte Wilhelmina über lange Zeit eine grosse Stütze sein, indem er sich während rund zwanzig Jahren um alle ihre Angelegenheiten in der Schweiz kümmerte.

*Franz Otto Schmid* (1879–1926) wurde am 1. Mai 1879 geboren und scheint in Bern aufgewachsen zu sein (Abb. 16).<sup>81</sup> Er studiert in Bern und Zürich zunächst Kunstgeschichte und Literatur, dann auch Germanistik und allgemeine Geschichte.<sup>82</sup> 1905 veröffentlicht er das Theaterstück «Ein Heldenende – Nationales Drama in 5 Akten» über den Tod des «Siegers von Murten», Hans von Hallwyl. Weiter ist Schmid der Begründer und Redaktor der ab 1906 halbmo-

<sup>78</sup> Bereits am 24.4.1895 äussert Wilhelmina dieses Interesse erstmals in einem Brief an Friedrich von Mülinen (Bern, BBB, Mss.Mül. 661): «Sehr gern möchte ich einmal auf 8–10 Tage mit Dir im Archiv und den übrigen Schränken herumwühlen um noch manches über die Familie zu erfahren. Hoffentlich bringe ich Walther einmal dazu, dass er seinen Bruder besucht und ich derweil in Hallwyl sitzen kann.»

<sup>79</sup> LEPP/RENNERFELT 1981 (wie Anm. 74), S. 70.

<sup>80</sup> Brief Wilhelminas an Friedrich von Mülinen vom 31.5.1904 (Bern, BBB, Mss.Mül. 661).

<sup>81</sup> Zu F.O. Schmid: Nachruf in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 11. 12. 1926. Sein Nachlass befindet sich in Bern, StAB, N Schmid.

<sup>82</sup> Über einen Abschluss der Studien ist mir nichts bekannt. Bedenkt man, dass er 1905 rechnet, in sechs Semestern fertig zu sein (Brief Wilhelminas an Schmid vom 14.2.1905, Bern, StAB, FA von Hallwyl A 680), ab 1905 aber wohl fast nur noch für die Hallwyl-Forschungen arbeitet, ist das Erlangen eines Abschlusses eher unwahrscheinlich. Später werden seine Studien in der Korrespondenz nicht mehr erwähnt, was ebenfalls darauf deutet, dass er sie nie abgeschlossen hat. Immatrikuliert war Schmid in Bern von 1905–1915.



Abb. 16: Franz Otto Schmid, Photographie um 1920. Staatsarchiv Bern, FA v. H. B. 1225.

natlich erscheinenden *Berner Rundschau*, über längere Zeit eine der führenden schweizerischen Literaturzeitschriften.<sup>83</sup> Spätestens ab 1916 wohnt Schmid mit seiner Frau, der Millionärstochter Kaethe Junge an der Krönleinstrasse 4 in Zürich in einer neu erbauten Heimatstilvilla.<sup>84</sup> Vier Kinder gehen aus dieser Ehe hervor.

In Hallwyl war das Ordnen des Familienarchivs im Sommer 1905 fürs Erste abgeschlossen und das Archiv alsdann provisorisch in die Stadtbibliothek Bern, in die Obhut Friedrichs von Mülinen transferiert worden. Noch im Juli dieses Jahres erhält Schmid den Auftrag, Nachforschungen über die einst an die Familie zu Lehen gegebene Grafschaft Fahrwangen anzustellen. Diese Grafschaft war für Walther von Hallwyl deshalb so interessant, weil er unter Berufung auf ebendiese einen (ungerechtfertigt zugelegten) Grafentitel führte, der bereits damals nicht unbestritten war.<sup>85</sup> Dessen Ursprung dürfte in dem 1672 durch kaiserliches Dekret an den österreichisch-böhmischen Zweig der Familie

<sup>83</sup> Ab 1910 unter dem Titel *Die Alpen*. Nachrufe im *Seetaler* vom 8.12.1926 und in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 11.12.1926.

<sup>84</sup> Wilhelmina erwähnt in einem Brief an von Mülinen vom 3.9.1913 (Bern, BBB, Mss.Mül. 661), Schmid's Frau sei die Tochter eines mehrfachen Millionärs.

<sup>85</sup> Vgl. zur Frage des Grafentitels: FRANZ OTTO SCHMID: *Das Tatsachenmaterial im Prozess von F.O. Schmid als Kläger gegen Frau v. Hallwyl, Stockholm, als Beklagte*. Unveröffentlichte Druckschrift, ca. 1923. Bern, StAB, FA von Hallwyl A 694, S. 12; sowie einen Brief Schmid's an Wilhelmina vom 8.10.1913 (Briefkopie: Bern, StAB, FA von Hallwyl A 697, S. 59–66), danach fürchtete auch Walther's in Deutschland lebender Cousin «Graf Karl» Angriffe auf seinen Titel. Laut einem Artikel in der *Berner Tagespost*, Nr. 19 vom 23.1.1877, Abendblatt, hatte Walther (vergeblich) versucht, den Titel in ein kirchliches Zivilstandsbuch eintragen zu lassen, um sich vor den schwedischen Behörden als Graf zu legitimieren.

Hallwyl verliehenen Grafentitel liegen. Dieser Familienzweig stirbt Ende des 18. Jahrhunderts aus, der letzte weibliche Spross ist Franziska Romana, Walthers Urgrossmutter. Diese konnte den Titel nicht vererben und verzichtete zu dem 1798 aus patriotischen Gründen freiwillig nicht nur auf jeglichen Titel, sondern auch auf das bernische Bürgerrecht. Erst ihr Enkel Theodor gebraucht den Grafentitel um 1830 während seiner Zeit als Gesandtschafts-Attaché in Wien wieder, wohl an die dortigen Erinnerungen an die Grafen von Hallwyl anknüpfend. In der Schweiz, wo solche Titel rechtlich abgeschafft waren, hat Theodor ihn meines Wissens nicht verwendet, ebensowenig hat dies sicher der liberale Regierungsrat Hans von Hallwyl getan. Walther dagegen, der andere Sohn Theodors, wirbt als «comte W. de Hallwyl» um Wilhelminas Hand und eröffnet ihnen beiden damit erfolgreich den Zugang zu den schwedischen Hof- und Adelskreisen.

Während in der Schweizer Presse öfters angeprangert wird, wie sich ehemalige Adlige «immer wieder mit den Fetzen verblasster und verstaubter Herrlichkeit dekorieren»,<sup>86</sup> analysiert Carl Spitteler exakt, welchen Nutzen ein Titel wie im Fall Walthers von Hallwyl haben kann:

Die Adelspartikel erschliesst ihren Inhabern im Ausland Ämter, Stellung und Einkommen, öffnet ihnen alle Thüren, führt sie in jede Gesellschaft, leiht ihnen zum voraus Vertrauen, verschafft ihnen Ansehen und vermittelt ihnen vornehme Verschwägerung, verzuckert mit reichen Erbsinnen, die sie oft dringend nötig haben.<sup>87</sup>

Abgesehen vom Eifer, mit dem versucht wird, den Titel wissenschaftlich zu legitimieren, lässt sich das Bestreben, diesen Titel zu untermauern, auch in einem in Fahrwangen im Namen von «Graf Walter und Gräfin Wilhelmina von Hallwil» aufgestellten Gedenkstein erkennen, der an die ehemaligen Gerichtsrechte der Familie erinnern sollte.<sup>88</sup> Davon ausgehend stellt sich die Frage, ob auch die nun folgenden umfangreichen Restaurierungen des Stammschlusses mit dem Ziel vorgenommen wurden, die Anerkennung des Titels zu festigen, wobei teils althergebrachte Repräsentationslust eine Rolle gespielt haben mag, teils das Bestreben sich eine «ideelle Basis»<sup>89</sup> zu erwirken, da der mangelnde Unterhalt des Schlosses angesichts des allgemein bekannten Reichtums auf Unverständnis gestossen war.

<sup>86</sup> Z.B. *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 251, 2. Abendblatt vom 10.9.1895.

<sup>87</sup> *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 258, 2. Abendblatt vom 17.9.1895.

<sup>88</sup> Inschrift: «Anno / MDCCCXVI / im November wurde dieser Stein / von GRAF WALTER / und GRÄFIN WILHELMINE / von HALLWIL / auf dem ehemaligen Richtplatz / von Fahrwangen aufgerichtet zur / Erinnerung an die ehemalige / Blutgerichtsbarkeit ihrer Vorfahren / in dieser Gegend.» Zit. nach LITBERG 1924–1932 (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 196. 1924 wurde das Monument im Auftrag Wilhelminas durch einen schlichteren Stein nur mit dem Familienwappen ersetzt.

<sup>89</sup> Eine Redewendung F.O. SCHMIDS, *Tatsachenmaterial* (wie Anm. 85), S. 13.

## Das alte mittelalterliche Schloss wird 1904–1916 zurückgewonnen

Zu Beginn unseres Jahrhunderts lag das seit fast dreissig Jahren unbewohnte Schloss Hallwyl mit seinem unvollendeten Umbau in einem Dornröschenschlaf, die Mauern waren überwuchert und die hintere Insel samt den mittlerweile verschlammten Wassergräben war ganz mit Bäumen zugewachsen. Bereits bei ihrem ersten Besuch im Jahre 1903 beschliesst Wilhelmina, dem Schloss wenigstens die dringendsten Sicherungsarbeiten angedeihen zu lassen. «Um Unbefugten den Eintritt aufs Schlossgebiet zu verwehren, wurden [1905/06] die eingestürzten Partien der Ringmauer wiederaufgerichtet, [...] in alle äusseren Türöffnungen Türen eingesetzt und sämtliche Fensteröffnungen mit Läden aus Eichenholz versehen. Damit waren die grössten Lücken im Aussehen der alten Burg ausgefüllt. Sie war nun wenigstens für einige Zeit gegen einen weiteren Verfall oder Beschädigungen geschützt.»<sup>90</sup> Abgesehen von einer (erfolglosen) Suchgrabung nach einem unterirdischen Gang im Bergfried scheinen keine bauhistorischen Untersuchungen stattgefunden zu haben, was zu teilweise irrtümlichen Rekonstruktionen führte.<sup>91</sup>

F.O. Schmid drängt schon 1908 darauf, «neben der Rekonstruktion der gesamten Anlage [...], die ungemein hässliche Zuckerbäckergotik des in den 1870er Jahren umgebauten vorderen Schlosses zu entfernen und auch da den ursprünglichen Bauzustand wiederherzustellen.»<sup>92</sup> Das Entfernen der neugotischen Umbauten war auch Wilhelminas Wunsch; weitergehenden Rekonstruktionen – in erster Linie des Bergfrieds – stand sie aber skeptisch gegenüber. Am 23. Februar 1908 schreibt sie Schmid einen Brief, in dem ihre Vorstellungen von denkmalgerechter Restaurierung zur Sprache kommen:

Ich kann mir denken, dass die guten Leute [die Bevölkerung in der Umgebung] in Sie drängen wegen dem vollständigen restaurieren des alten Schlosses; aber ich sage Ihnen, dass wenn mein Mann geneigt wäre es zu thun, würde ich mich mit Händen und Füssen dagegen sträuben, denn ich halte es mit den Sachverständigen in Deutschland die so lange Himmel und Erde aufrührten, bis sie ihren Willen durchgesetzt, dass das alte gotische Heidelberger Schloss eine Ruine blieb; man hat schon soviel in der Weise gesündigt, dass ich nicht auch noch dazu mithalten will und ich

<sup>90</sup> LITHBERG 1924–32 (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 29 f.

<sup>91</sup> In der Escarpemauer zwischen dem hinteren Schloss und dem Verliesturm war irrtümlich eine Türe eingesetzt worden. Die rekonstruierten Zinnen fielen zu klein aus, man orientierte sich wohl an der 1862 rekonstruierten Ringmauer der vorderen Insel, die ihre zu kleinen Zinnen in einer im 19. Jahrhundert verbreiteten Weise erhalten hatte (vgl. z.B. die 1866 rekonstruierte Habsburg). Erst Lithberg weist dann anhand der in der Südfassade des hinteren Schlosses eingemauerten ursprünglichen Zinnen deren richtige Form nach.

<sup>92</sup> FRANZ OTTO SCHMID: *Die Rekonstruktions- und Ausgrabungsarbeiten beim Schloss Hallwil und die Erforschung seiner baugeschichtlichen Entwicklung 1905–1923. Unveröffentlichte Druckschrift, ca. 1923.* Bern, StAB, FA von Hallwyl A 694, S. 4.



hoffe dass nie ein Hallwyl so viel Geld hat dass er die Verrücktheit begehen kann. Was ich noch in Hallwil machen möchte wäre den Neubau [das vordere Schloss] wieder in seinen alten Zustand bringen, aber darauf lässt sich mein Mann [aus finanziellen Gründen] nicht ein.<sup>93</sup>

Und vier Monate später ergänzt sie:

Ich habe mir das wieder aufbauen des Turmes [Bergfrieds] in Hallwil genauer überlegt und bin zu dem Entschluss gekommen dass es besser ist es nicht zu thun, denn so wie es war können wir ihn nicht mehr gebaut bekommen, dagegen beim Umbau des Vorderschlusses halte ich fest. Dagegen bitte ich Sie, allmählich alle Bäume auf dem Turm verschwinden zu lassen und dann wollen wir retten was noch an dem Bau zu retten ist; durch Überdachung und dergleichen.<sup>94</sup>

Wilhelmina stellt damit eigentlich ihre fortschrittliche Haltung in Sachen Denkmalpflege unter Beweis. Trotzdem beginnen drei Jahre später die umfangreicheren Restaurierungsarbeiten ausgerechnet mit dem Wiederaufbau des Bergfrieds. Den Rekonstruktionen voraus gehen aber sorgfältige archäologische Forschungen. Schmid hatte diese 1909 angeregt und im Sommer 1910 beschliessen Walther und Wilhelmina, die völlig verschlammten Wassergräben auszuheben und dies mit archäologischen Untersuchungen zu verbinden. Auch dies ist alles andere als selbstverständlich. Wenn überhaupt damals Burgen archäologisch untersucht wurden, dann vor allem auf der Suche nach Fundamenten und alten Mauerteilen, im Bestreben die Baugeschichte zu vertiefen. Dass in Hallwyl die Wassergräben, in denen «nur» Fundgegenstände zu erwarten waren, derart intensiv ausgegraben wurden, mag auch mit der Person des dafür angestellten schwedischen Archäologen zusammenhängen.

Der Gotländer *Nils Lithberg* (1881–1934) hatte 1902 an der Universität Uppsala Archäologie zu studieren begonnen (Abb. 17).<sup>95</sup> Neben der Beteiligung an grösseren Ausgrabungen schenkte er der Sagen- und Volksgedichtsforschung grosse Aufmerksamkeit. Seine praktische Begabung auf Ausgrabungen und die gute Kenntnis der Mittelalterkultur verhalfen ihm 1908, noch vor der Zwischenprüfung, zu einer Anstellung als Assistent am Kulturhistorischen Museum Lund. 1910 vermittelte der Opernsänger und Kunstphotograph Gustaf

<sup>93</sup> Brief Wilhelminas an Schmid vom 23.2.1908 (Bern, StAB, FA von Hallwyl A 680).

<sup>94</sup> Brief Wilhelminas an Schmid vom 28.6.1908 (Bern, StAB, FA von Hallwyl A 680).

<sup>95</sup> Zu Nils Lithberg: MATS REHNBERG: *Wilhelmina von Hallwyl och Nils Lithberg. Kring tillkomsten av professuren i Nordisk och jämförande folklivsforskning i Stockholm 1919*, Fören för svensk kulturhistoria, Nordiska museet, Stockholm 1989; REINHOLD BOSCH: *Dem Andenken von Prof. Dr. Nils Lithberg, Ehrenmitglied der Hist. Vereinigung Seetal*, in: *Heimatkunde aus dem Seetal* 9, 1935, S. 15–17.





Abb. 17: Nils Lithberg, Photographie um 1930.  
Nordiska Museet, Stockholm.

Sjöberg, der später einen Teil der Photodokumentation des Schlosses Hallwyl erstellen sollte, den immer noch im Studium begriffenen Lithberg an Wilhelmina. Sjöberg riet ihr, sie solle «einen schwedischen Archäologen nehmen, denn die schwedischen und dänischen Archäologen seien die geschicktesten im Graben.»<sup>96</sup>

Lithberg trifft am 17. September 1910 zum ersten Mal in Hallwyl ein. Er teilt sich mit Schmid die Aufgaben so, dass «das Ordnen rein praktischer Einzelheiten und die Verantwortung für die finanzielle Seite des Unternehmens Herrn F.O. Schmid anvertraut wurden, während die wissenschaftliche Projektierung der Ausgrabungen, Nivellements, das Führen des Grabungsprotokolls usw. mir [Lithberg] zufiel.»<sup>97</sup> Schmid beklagt sich später, dass Lithberg «sich als ein völlig

<sup>96</sup> *Årsanteckningar* (wie Anm. 75), S. 4. Sjöbergs vielleicht etwas chauvinistische Aussage wird bestätigt durch den ersten Zürcher Urgeschichtspräsidenten Josef Heierli, «welcher im Schloss auf Besuch war [und] den Dr. Lithberg ganz kolossal [lobte] und erklärte, dass kein schweizerischer Archäologe eine solch gediegene Arbeit hätte ausführen können.» (Brief Walthers an von Müllinen vom 29.7.1911, Bern, BBB, Mss.Mül. 661)

<sup>97</sup> LITHBERG 1924–1932 (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 30 f.

unpraktischer Mensch ohne Energie und ohne das geringste Verständnis für die praktische Ausführung seiner Pläne und Absichten» erwiesen habe.<sup>98</sup> Lithberg bleibt aber die ganze Zeit über der einzige geschulte Archäologe, sogar zum Zeichnen erhält er erst 1912 Unterstützung durch einen Bildhauer Hans Hürli-mann, der in erster Linie für die Anfertigung eines Schlossmodells angestellt worden war.

Die archäologische Bodenforschung dauert im ersten Jahr bis zum 30. No-vember und wird 1911 vom 15. März bis 10. August zu Ende geführt. Zunächst werden die Wassergräben systematisch ausgegraben, die dafür abwechslungs-weise durch Dämme abgedichtet werden müssen (Abb. 18). Die Erde wird in einer von Schmid konstruierten Siebanlage geschlemmt und dabei eine grosse Anzahl an Kleinfunden zu Tage gefördert. Als nächstes werden auf der hinteren Schlossinsel Sondierschnitte angelegt. Nur an einer Stelle, südlich des Bergfrieds, wird eine grössere Fläche gegraben, nachdem dort Funde zum Vorschein ge-kommen sind, die der ältesten Burganlage zugeordnet werden. Vorausblickend erklärt Lithberg:

Der Zweck dieser geringen Ausdehnung des Untersuchungsgebietes war der, der künftigen Forschung einen grösseren Teil des Geländes unberührt zu erhalten. Denn jede archäologische Grabung zerstört, auch wenn sie noch so sorgfältig ausgeführt ist, einen geschichtlichen Zusammenhang, der sich dann nicht wiederherstellen lässt.<sup>99</sup>

Auf der vorderen Schlossinsel kam eine grosse Anzahl langer, rechtwinklig verlegter Holzbalken zum Vorschein. Die Datierung und Deutung dieses Be-fundes war umstritten: Lithberg sah darin Hausgrundrisse und verlegte sie in die früheste Bauperiode, Schmid dagegen war der Auffassung, es handle sich um einen im 19. Jahrhundert zur Verstärkung von Aufschüttungen verlegten Balkenrost. Im Juni 1912 wird deshalb eine Nachgrabung durchgeführt, die auch von einer deutsch-dänisch-schwedischen Expertenkommission besucht wird. Damit war schlussendlich ein grosser Teil des unbebauten Bodens der vor-deren Insel umgegraben, und trotzdem blieben Schmid und Lithberg je bei ihrem Standpunkt.<sup>100</sup>

<sup>98</sup> SCHMID, *Rekonstruktion* (wie Anm. 92), S. 6. Der Umstand, dass Schmid dies in seiner Rechtfertigung im Rechtsstreit mit der Gräfin schreibt, gebietet eine gewisse Vorsicht, da Schmid natürlich bestrebt ist, seine Leistung möglichst in den Vordergrund zu rücken. Immerhin hatte Wilhelmina ihm «vor ihrer Abreise im August [1911] erklärt, [...] dass sie noch in vier Jahren bei den Schlossausgrabungen sitzen würde, wenn [er] nicht gewesen wäre, und dass [er] ihr und ihrem Mann durch das energische Anpacken und Durchführen dieser ganzen Ausgrabungen mindestens 400000 Franken erspart hätte.» (ebenda, S. 9)

<sup>99</sup> LITHBERG 1924–1932 (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 71.

<sup>100</sup> Die jüngsten Sondiergrabungen der Kantonsarchäologie von 1997 geben der Schmid'schen Deutung (nicht aber der Datierung) als blosse Verankerung der Lehmauffüllung recht. Freundliche Mitteilung von Peter Frey, Kantonsarchäologie Aargau.



Abb. 18: Das hintere Schloss während der archäologischen Grabungen 1911. Staatsarchiv Bern, FA v. H.B. 1289.

Mit den geborgenen Fundstücken wird äusserst gewissenhaft verfahren. Zwei aus dem Schlamm der Gräben geborgene Boote werden direkt vor Ort von einem Mitarbeiter des Schweizerischen Landesmuseums konserviert und später im Stall ausgestellt. Die kleineren Funde werden etikettiert und zur Bearbeitung nach Stockholm gesandt. Im Hallwylpalast am Hamngatan sitzt dann die Dienerschaft der Gräfin beieinander und setzt 1914–1916 und 1921–1924 unter Lithbergs Anleitung Scherben zusammen, etwa 1000 Ofenkacheln und 3000 Gefässe. 1926 werden die fertig bearbeiteten und katalogisierten Funde in einer Ausstellung im Nordischen Museum der Öffentlichkeit gezeigt. Im folgenden Jahr gelangt das ganze Fundmaterial zurück in die Schweiz und zusammen mit den übrigen «Familienaltertümern» nach Zürich ins Landesmuseum, wo die Hallwylsammlung am 2. August 1927 eröffnet wird.<sup>101</sup> Bereits nach der ersten Grabungskampagne hatte Wilhelmina sich gefreut:

Das Landesmuseum wird einmal eine sehr interessante Sammlung aus dem Mittelalter bekommen die Euren Museums vollständig fehlt, da Ihr nicht planmässig gräbt, sondern jeder wie er will in der Erde herumwühlen kann. Direktor Lehmann wird jedenfalls ein recht komisches Gesicht schneiden, wenn er zu sehen bekommt, alles das was er aufstellen muss. Lehrreich wird die Sache, wenn Dr. Lithberg einmal alles geordnet hat.<sup>102</sup>

In der Tat befanden sich Lithbergs Ausgrabungen für die damalige Zeit auf einem hohen wissenschaftlichen Niveau. Lithberg profitierte als Schwede von der dortigen langen Tradition in ur- und frühgeschichtlicher Archäologie. Dieser Herkunft ist es wohl auch zuzuschreiben, dass hinsichtlich der Bergung und Einordnung der Funde eine höhere Präzision herrschte als bei der Dokumentation der für die Baugeschichte relevanten Befunde. Hier begegnet der Leser seiner Publikation zuweilen unerklärlichen Widersprüchen, und das Fehlen von steingerechten Zeichnungen und einer konsequenten Nivellierung der Befunde macht sich empfindlich bemerkbar.<sup>103</sup>

Während Schmid und Lithberg nicht besonders gut miteinander auskamen und bald Konkurrenten wurden, war Wilhelmina von Lithberg begeistert und hat in ihm, wie zuvor in Schmid, einen Freund fürs Leben gewonnen. Wilhelmina

<sup>101</sup> Die Gegenstände waren von Walther nach Schweden mitgenommen worden, er testierte sie 1907 dem Schweizerischen Landesmuseum: Möbel, häusliche Einrichtungsgegenstände, Porzellan, Silbergeschirr, Familienschmuck, Waffen und Ahnenbildnisse (E[RNST] A[UGUST] G[ESSLER](?): *Die Sammlung von Hallwyl im Schweizerischen Landesmuseum*, in: Heimatkunde aus dem Seetal 1, 1926/27, S. 91–95, Abdruck aus der *Neuen Zürcher Zeitung* 1927, Nr. 1347).

<sup>102</sup> Brief Wilhelminas an von Mülinen vom 11. 12. 1910 (Bern, BBB, Mss. Mül. 661).

<sup>103</sup> Im Vergleich zu heutiger Grabungspraxis fehlen z.B. Hinweise auf Bauniveaus oder Pfostenlöcher, sowie die Dokumentation von Grabungsflächen (Plana).



hatte sich als ungeschulte Frau in die reine Männerdomäne des Museumswesens und der Archäologie gewagt und dabei in allen Bereichen stets tatkräftig mitgearbeitet. Dies war aussergewöhnlich, denn um die Jahrhundertwende war die Lösung wissenschaftlicher Probleme immer noch dem männlichen Genius vorbehalten. Eine geniale Frau musste deshalb «in erster Linie und dem Wesen nach Mann sein» – ein Wesenszug der denn auch der Gräfin von Hallwyl oft nachgesagt wurde.<sup>104</sup> Nachdem sie von den Herren Kunsthistorikern oder Museumsleuten nie als gleichwertige Diskussionspartnerin behandelt worden war, empfand sie die Offenheit Lithbergs als besondere Wertschätzung ihr gegenüber. In ihren Aufzeichnungen berichtet sie über den Beginn der Ausgrabungen:

Nach einigen Tagen kam er [Lithberg] zu mir und fragte, ob er mir erklären dürfe, wie er zu graben gedenke. Ich war sehr verwundert, aber antwortete: Ja, sehr gerne, worauf er auf ein altes Umschlagpapier, das um ein Paket gewickelt war, einen Plan zeichnete. Er zeigte, er denke so und nicht so zu graben, und wie er glaubte, wie alles aussehen würde, wenn die Grabungen abgeschlossen sein würden. Er brauchte dafür mindestens eine Stunde. Mit welchen Gefühlen und welcher Verwunderung stand ich da und hörte zu, und dabei öffnete sich eine ganz neue Welt für mich. Ich, die ich früher niemals mit einem Wissenschaftler in Kontakt gekommen war, der es mit seiner grossen Würde vereinbaren konnte, sich herabzulassen einer Frau etwas zu erklären und sich in eine Diskussion einzulassen und dies sogar mit einer 66-jährigen Greisin, ich war wie aus allen Wolken gefallen. Wäre ich ein junges und schönes Fräulein gewesen, hätte mich das ganze nicht so verwundert. Nachher bekam ich täglich, ohne darum zu bitten, längere und kürzere Vorträge über Archäologie zu hören und lernte dabei viel. Deshalb konnte ich den Grabungen folgen und jede kleine Sache, die aus der Erde kam, bekam Bedeutung.<sup>105</sup>

<sup>104</sup> Z.B. Nachruf von HANS FRID im *Berner Tagblatt*, Nr. 174 vom 29. 7. 1930, S. 2: «Wilhelmina war eine eigenartige, scharf umrissene Persönlichkeit. Eher von kleiner Statur und in ihrer äusseren Erscheinung sehr schlicht, fiel sie doch durch den klugen und willensstarken Ausdruck ihres Gesichtes und zumal ihrer Augen auf. Ihre hohe Intelligenz, ihr klares Urteil und die Energie und Zähigkeit, mit der sie ihre Pläne allen Widerständen zum Trotz verfolgte, gaben ihrem Wesen etwas Männliches. Aber wer sie näher kannte, der wusste dass diese zielbewusste und kühl überlegende Frau doch auch so viel warmes Wohlwollen für ihre Mitmenschen hegte und so viel echte Herzlichkeit zeigen konnte, wenn man ihr Vertrauen gewann und rechtfertigte.» Viele wissenschaftlich gebildete Frauen des 19. Jahrhunderts wurden von der Männerwelt als halbe Männer gesehen; durch männliche Pseudonyme und äusserliche Einzelheiten leisteten sie diesem Eindruck zuweilen auch Vorschub. Vgl. ANNE LISE MAUGUE: *Die neue Eva und der alte Adam. Geschlechteridentität in der Krise*, in: *Geschichte der Frauen*, Bd. 4: 19. Jahrhundert, hrsg. von Geneviève Fraisse und Michelle Perrot, Frankfurt/New York/Paris 1994, S. 575–593, Zitat S. 589.

<sup>105</sup> *Årsanteckningar* (wie Anm. 75), S. 71.



Aus Dankbarkeit gegenüber Lithberg beschliesst sie damals, ihm zum Dokortitel zu verhelfen. Bereits sein 1912 erfolgter Stellenwechsel von Lund ans Nordische Museum in Stockholm geht mindestens teilweise auf Wilhelmina zurück. Im Dezember 1913 drängt sie ihn dazu, endlich sein Studium abzuschliessen und dafür seine Hallwyl-Arbeiten zu unterbrechen. Bereits im April 1914 ist es soweit, und zwei Monate später ist auch seine archäologisch-ethnologische Dissertation über Gotlands Steinzeit abgeschlossen. Wenig später kann sich Wilhelmina nochmals für Lithberg engagieren. Man trug sich am Nordischen Museum nämlich mit dem Gedanken, eine direkt mit dem Museum und seinen Beständen verbundene Professur zu gründen.<sup>106</sup> Der Direktor des Museums, Isak Gustaf Clason (der Architekt, der in den 90er Jahren den Hallwylpalast in Stockholm gebaut hatte), ersucht die Familie von Hallwyl um die Finanzierung des Vorhabens mit der Aussicht, dass Lithberg den Lehrstuhl würde übernehmen können – worauf die Stiftung am 30. November 1918 erfolgt.

Im Schloss Hallwyl kamen ab 1912 parallel zu den letzten Ausgrabungen und zu den Sicherungsarbeiten am hinteren Schloss die ersten Rekonstruktionen unter der Ägide Schmidts zur Ausführung. Am 24. Februar wird mit dem Lenzburger Bauunternehmer Theodor Bertschinger, dessen Vater 40 Jahre zuvor den historistischen Umbau ausführte, der Bauvertrag für die Rekonstruktion des Bergfrieds abgeschlossen.<sup>107</sup> Wie sich Schmid den im 19. Jahrhundert grösstenteils abgetragenen Bergfried vorgestellt hat, ist nicht leicht zu erraten – gibt es doch eigentlich keine zuverlässigen Abbildungen, nach denen er sich hätte richten können. Unter solchen Umständen eine Rekonstruktion überhaupt anzupacken, widersprach zwar der Doktrin einer «sorgfältigen Denkmalspflege», wie sie zum Beispiel der Burgenforscher Bodo Ebhardt 1901 formuliert, da ««Verbesserungen» und willkürliche Zuthaten strengstens auszuschliessen sind [und] nur wirklich vorhandene Spuren zur Wiederausführung etwa fehlender Theile berechtigen [...]»<sup>108</sup> Nichtsdestotrotz war ebendies verbreitete Praxis; Ebhardt selbst stellte 1900–1908 die Hohkönigsburg weitgehend ohne verlässliche Quellen vollständig wieder her und auch bei der ab 1893 durchgeführten Restaurierung der Lenzburg erfolgte die eine oder andere freie Rekonstruktion.<sup>109</sup>

<sup>106</sup> REHNBERG 1989 (wie Anm. 95).

<sup>107</sup> Bern, StAB, FA von Hallwyl A 682.

<sup>108</sup> BODO EBHARDT: *Die Grundlagen der Erhaltung und Wiederherstellung deutscher Burgen*, Berlin 1901 (Vortrag gehalten auf dem ersten Tag für Denkmalpflege 1900), S. 7.

<sup>109</sup> Vgl. Pipers Streitschrift gegen die Wiederherstellung der Hohkönigsburg; OTTO PIPER: *Die angebliche Wiederherstellung der Hohkönigsburg*, München 1902. Allgemein zur Hohkönigsburg: CASTELLANI-ZAHIR 1993 (wie Anm. 26), S. 103–129; MONIQUE FUCHS: *Die Hohkönigsburg – Beispiel einer Restaurierung um 1900*, in: *Burgenromantik und Burgenrestaurierung um 1900*, hrsg. von der Deutschen Burgenvereinigung, Braubach 1999, S. 48–67. Zur Lenzburg siehe unten, S. 64.

Schmid war sich des Fehlens exakter Quellen bewusst und versucht dies durch eine möglichst grosse «historische Exaktheit» auszugleichen.<sup>110</sup> Als für die Entfernung von Einbauten aus dem 19. Jahrhundert die noch verbliebenen Mauern des Bergfrieds abgetragen werden müssen, werden zunächst alle Steine nummeriert und hierauf die Mauern photographiert. Nachdem diese originalgetreu wiederhergestellt sind, wird jedoch klar, dass der lehmige, nur von den Escarpemauern zusammengehaltene und durch schon bereitgelegtes Baumaterial belastete Baugrund das Gewicht des geplanten Turmes nicht würde tragen können. Um das hintere Schloss nicht zu gefährden, wird die Rekonstruktion des Bergfrieds fallengelassen.

In einer nächsten Etappe beginnt 1913 die Rückführung des vorderen Schlosses in den Zustand vor 1871. «Alles historische Material, das irgendwie für den Umbau des vorderen Schlosses in Frage kommen konnte, [sollte von Schmid] systematisch gesammelt [werden], um dann auf dieser Grundlage eine völlig authentische, in jedem einzelnen Zug beweisbare Rekonstruktion schaffen zu können.»<sup>111</sup> Dies wäre wohl ein zu hoch gestecktes Ziel gewesen, wenn Schmid nicht im Herbst 1912 die 1871 vor dem Umbau gezeichneten Aufnahmepläne gefunden hätte. Er lässt aufgrund dieser Pläne noch im Dezember 1912 von Bertschinger ein Umbauprojekt entwerfen.<sup>112</sup> Wilhelmina aber entschliesst sich zum Ärger Schmid's an Neujahr 1913 die Leitung der Restaurierungen dem schwedischen Architekten Anders Roland zu übertragen, an dessen Pläne Bertschinger sich fortan zu halten hat.

*Anders Roland* (1879–1926) war ein Bekannter von Nils Lithberg und war von diesem der Gräfin vorgeschlagen worden.<sup>113</sup> Er hatte von 1901 bis 1905 in Göteborg die Technische Hochschule und 1905 bis 1908 die Kunstakademie besucht. Nach verschiedenen Studienreisen etablierte er sich 1910 in Stockholm

<sup>110</sup> Am 15.1.1912 schreibt Schmid an Bertschinger: «Die Entwürfe für den Bergfried könnten höchstens summarisch und jedenfalls unverbindlich jetzt schon festgelegt werden [...] in bezug auf die vielen Details, die ja selbstverständlich bis ins Kleinste hinaus die historische Treue beobachten müssen. [...] Ebenso kommt für die Dachdeckung eine ganz besondere Art von Ziegeln aus dem 12. Jahrhundert in Betracht, die besonders hierzu angefertigt werden müssen.» (Bern, StAB, FA von Hallwyl A 683) Da vom Schloss Hallwyl und seinen Quellen keine Aufschlüsse zu erwarten waren, hatte Schmid wohl die Absicht, sich von anderen Burgtürmen Vergleichsmaterial zu beschaffen. In seinem Vortrag von 1920 erklärt Schmid, er habe im Verlauf der Zeit vierzig Türme untersucht und mit dem Bergfried von Hallwyl verglichen (FRANZ OTTO SCHMID: *Vortrag über die baugeschichtliche Entwicklung des Wasserschlosses Hallwil, gehalten an der Jahresversammlung der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft in Solothurn am 27. Sept. 1920*. Typoskript. Bern, StAB, FA von Hallwyl A 876, S. 16). Ob das allerdings bereits 1912 geschah, wissen wir nicht.

<sup>111</sup> SCHMID, *Rekonstruktion* (wie Anm. 92), S. 11.

<sup>112</sup> Bern, StAB, FA von Hallwyl B 337–345.

<sup>113</sup> REHNBERG 1989 (wie Anm. 95), S. 18. Der Lebenslauf von Roland entstammt: *Biografier 1861–1936 der Svenska teknologiföreningen*, eine Zusammenfassung auch im Nachruf in der *Neuen Zürcher Zeitung*, Nr. 1911 vom 25.11.1926.

als Architekt, wurde im selben Jahr Direktor der Königlichen Oberintendantur (Kungl. Överintendentsämbetet) und ab 1917 Direktor der Königlichen Bauverwaltung (Kungl. Byggnadsstyrelsen). Als solcher führte er viele Restaurierungen an Kirchen und Landsitzen aus und schrieb einige baugeschichtliche und kulturhistorische Aufsätze.

Im Gegensatz zu Schmid, der sich wohl mit den Plänen von 1871 als Grundlage für die Rekonstruktion begnügt hätte, lässt Roland den aktuellen Bestand des Schlosses zunächst detailliert untersuchen und aufnehmen.

Am wichtigsten erschien indessen die Aufgabe, festzustellen, wieviel von dem älteren Baue noch in dem gegenwärtigen erhalten war und was diese älteren Bau-partien von dem früheren Zustande zu erzählen hatten. Die erste Voraussetzung einer derartigen Untersuchung war eine Vermessung und hierauf ein Reinklopfen des Putzes, bei dem die Grenzen zwischen älteren und jüngeren Mauerpartien, Spuren älterer Fenster, Türen und anderer architektonischer Einzelheiten deutlich zutage treten mussten.<sup>114</sup>

Bislang existierte von den Gebäuden nur ein im August 1904 im Auftrag der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler aufgenommener summarischer Plansatz im Massstab 1:100 und 1:200.<sup>115</sup> Auch die noch unter Schmid vorgenommenen Sanierungsarbeiten am Fundament der Hauptfassade des hinteren Schlosses waren nur oberflächlich dokumentiert worden. Roland verwendet nun den ganzen ersten Sommer nur auf die Aufnahme des Ist-Zustandes. Alle Gebäude werden gezeichnet, photographiert und beschrieben. Parallel zur Rekonstruktion des vorderen Schlosses werden im folgenden Jahr auch das hintere Schloss und die übrigen Gebäude der vorderen Insel monumentenarchäologisch untersucht. Am vorderen Schloss folgt noch im Jahr 1913 eine bauarchäologische Untersuchung. Die äusserst detaillierten Beschreibungen in Lithbergs Publikation verraten minutiöse Beobachtungen. Leider ist auch hier die Überprüfbarkeit der Beobachtungen und Schlussfolgerungen stark eingeschränkt durch das Fehlen steingerechter Zeichnungen im Massstab 1:20.<sup>116</sup>

<sup>114</sup> LITHBERG (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 52.

<sup>115</sup> Gezeichnet vom Direktor der aargauischen Gewerbeschule, Johann Ludwig Meyer-Zschokke. Die Pläne befinden sich im Eidg. Archiv für Denkmalpflege in Bern, Eingangsnummern 3357–3360, 3362–3364, 3838–3840, 13656, 13657.

<sup>116</sup> Abgesehen von einigen wenigen Detailzeichnungen sind die Pläne alle Pläne im Massstab 1:50 gezeichnet. Sie geben zudem meist nur den verputzten Zustand vor und nach der Restaurierung, kaum je aber den offenen Befund wieder. Leider lässt sich aus Lithbergs Bericht nicht herauslesen, was Roland abgesehen von der eigentlichen Bauleitung genau zur Erforschung der Baugeschichte beigetragen hat. Da aber Lithberg den grössten Teil der Kampagne von 1914 gar nicht miterlebte, weil er bis Ende Mai in Schweden mit seiner Dissertation beschäftigt war, dürfen wir dies sicher vor allem als Rolands Verdienst ansehen. LITHBERG 1924–1932 (wie Anm. 1) schreibt denn auch in Bd. 1, S. 52: «Dem Berichte über diese Arbeit, die Restaurierung und Konservierung, die im Folgenden geliefert wird, liegen teilweise die Aufzeichnungen zugrunde, die Architekt Roland während der Arbeit ständig führte. Da ausserdem dieser Bericht von ihm im Manuskript durchgesehen wurde, ist er gewissermassen als von uns beiden gemeinsam verfasst zu betrachten.»

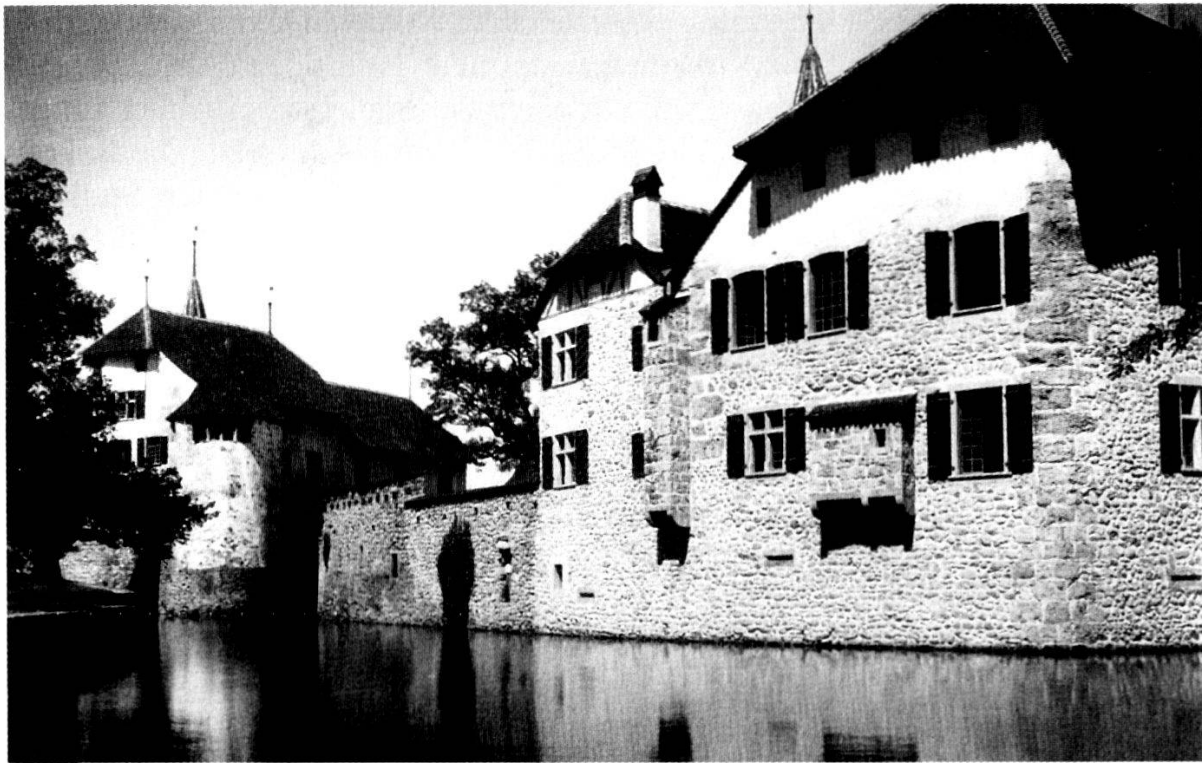


Abb. 19: Das vordere Schloss von Süden, nach der Rekonstruktion 1914–1916, Photographie nach 1916. Staatsarchiv Bern, FA v. H. B. 1319.

Der eigentliche Umbau beginnt am 15. April 1914, muss aber Anfang August wegen des Krieges unterbrochen werden und findet erst 1916 in den Monaten Juli bis November seinen Abschluss. Am vorderen Schloss werden alle Bauteile von 1871–1874 entfernt: das Peristyl, die ganze Südfassade und der grösste Teil der Ostfassade werden bis auf die Fundamente geschleift und letztere auf der dabei zutage getretenen ursprünglichen Fundamenten neu aufgebaut. Da auch fast alle Fenster 1871–1874 verändert worden waren, erhalten auch sie neue Einfassungen, die vor Ort und von Hand ausgeführt werden, um sie möglichst den von anderen Partien im Schloss stammenden Vorbildern anzugleichen. «Um der Nachwelt jedoch eine Unterscheidung zu ermöglichen, was neu und was alt war, wurde jedes neu gehauene Stück mit einer Jahreszahl versehen.»<sup>117</sup> Der alten Bausubstanz gegenüber wird dabei mit grösster Pietät verfahren, und dies nicht nur bezüglich der mittelalterlichen Teile, sondern zum Beispiel auch bezüglich der zu grossen Teilen aus dem 18. Jahrhundert stammenden Inneneinrichtung. Von der beim Umbau 1871 verlorenen Einrichtung wird nur die auf den Bertschingerschen Plänen dargestellte Kücheneinrichtung rekonstruiert; wo die Anhaltspunkte fehlen, werden die Wände einfach weiss getüncht. Schliesslich erhält das ganze vordere Schloss einen neuen Dachstuhl, dessen Balken alle

<sup>117</sup> LITHBERG 1924–1932 (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 88 f.



mit der eingebrannten Jahreszahl gekennzeichnet werden. Die Fassaden erhalten einen Rasa-pietra-Verputz und die Fenster neue Holzläden (Abb. 19).

Neben dem vorderen Schloss war vor allem der Stall 1862 erheblich umgebaut worden. Auch hier werden alle Bestandteile von 1862 ersetzt. Die Rekonstruktion fusst auf der Beschreibung des Gärtners Häfeli, der den Stall vor dem Umbau gekannt hatte, sowie auf einer Zeichnung Johann Rudolf Rahns von 1859. Man legt aber auch Wert auf einen Vergleich mit der lokalen Bau-tradition:

Anfangs wurden daher die älteren Bauernhöfe studiert, die es noch in Seengen gab; nachdem wir uns hier mit den konstruktiven Einzelheiten vertraut gemacht hatten, fuhren wir mit dem Zimmermann Büchli in die benachbarten Dörfer, in denen wir ältere Gebäude photographierten, massen, Einzelheiten zeichneten und an Ort und Stelle mit dem Zimmermann erörterten.<sup>118</sup>

Die übrigen Gebäude der vorderen Insel und das hintere Schloss waren im 19. Jahrhundert nicht verändert worden und bedurften daher nur der Konservierung. Dabei zeigt sich, dass man sich allgemein die mittelalterlichen Bauten unverputzt vorstellte, notabene im Einklang mit der 1893 gedruckten *Anleitung zur Erhaltung von Baudenkmälern und zu ihrer Wiederherstellung* der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler (vgl. S. 38). Mit dem auch am vorderen Schloss verwendeten Rasa-pietra-Verputz will man den Gebäuden der vorderen Insel das alte Aussehen zurückgeben. Dass die heruntergeschlagenen Verputze, sogar wenn sie nicht ursprünglich waren, eine Informationsquelle zur Baugeschichte gewesen wären, wurde dabei offenbar nicht bedacht oder nicht bei allen Bauten als wichtig erachtet. Am hinteren Schloss wird mit dem Verputz nämlich sorgfältiger umgegangen, die Erhaltung der alten Putzreste und Fenstereinfassungen trägt hier ganz wesentlich dazu bei, dass die Baugeschichte bis heute ablesbar bleibt. Aber auch diese Teile werden sanft auf «alt» getrimmt:

Alle beschädigten äusseren Putzflächen des Hinteren Schlosses wurden repariert und die Wände hierauf weiss getüncht. Nach dem Überkalken erhielten sie eine schwache Patina, und zwar durch Betupfen mit einer berussten Bürste. Spuren nach älteren Tür- und Fensteröffnungen, die gefunden wurden, wurden im Putze markiert. An der Südfassade wurden ausserdem die Spuren nach Zinnen markiert, die in der Höhe des ersten Stockwerkes gefunden wurden und die bei der Erbauung der gegenwärtigen Südfassade in die Mauer eingebaut worden waren.<sup>119</sup>

<sup>118</sup> LITHBERG 1924–1932 (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 120.

<sup>119</sup> LITHBERG 1924–1932 (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 160.



Im Innern werden nur die notwendigen Reparaturen vorgenommen und – da nur Holzläden vorhanden waren – überall neue Fensterflügel eingesetzt. Die Dächer werden neu gesetzt und dabei zerbrochene Ziegel und kaputte Hölzer ersetzt.

Aufs Ganze gesehen zeichnet sich die Restaurierung von 1913–1916, abgesehen davon, was die Umbauten aus dem Ende des 19. Jahrhunderts angeht, durch eine grösstmögliche Beibehaltung der originalen Bausubstanz aus. Bei den durch den Abbruch der historistischen Bauteile notwendig gewordenen Rekonstruktionen versucht man möglichst genau den Zustand unmittelbar vor den Umbauten von 1862–1874 zu erhalten. Es geht also nicht darum, ein ideales Mittelalter zu rekonstruieren, sondern lediglich darum, die letzten Umbauten rückgängig zu machen. Diese Umbauten werden eben weniger als eigenständige Bauetappe, sondern eher als verunglückte Restaurierung betrachtet. In den Worten Lithbergs war das vordere Schloss damals «durch eine Restaurierung in einem quasigotischen Stil mit Zinnen und Türmen, Kreuzblumen und krabbenverzierten Bogen verunstaltet worden.»<sup>120</sup>

Neben den Restaurierungen des Schlosses liefen über die ganze Zeit Schmid historische Forschungen. Er hatte 1906 den Auftrag erhalten, das Familienarchiv durch Abschriften aller möglichen, Hallwyl betreffenden Urkunden zu ergänzen und eine ausführliche Familiengeschichte zu schreiben.<sup>121</sup> Damit beginnt eine ausgedehnte Forschungstätigkeit quer durch ganz Europa. In den ersten drei Jahren durchforstet Schmid alle Schweizer Staatsarchive und daneben viele Stadt- und Gemeindearchive. Danach kommen zunächst Österreich, dann Frankreich, Italien und Deutschland an die Reihe, wobei Schmid zeitweise über zwanzig Mitarbeiter beschäftigt und insgesamt über fünfhundert Archive berücksichtigt. Ungefähr 20000 Abschriften waren bis im Februar 1919 zusammengekommen, als das Ehepaar Hallwyl «in ultimativer Form die Aufforderung [stellt], mit den damals noch gar nicht vollendeten Archivforschungsarbeiten abubrechen, das enorme Material zu bereinigen und mit den besonderen Arbeiten ebenfalls so schnell wie möglich zum Abschluss zu gelangen.»<sup>122</sup> Die «besonderen Arbeiten» waren Publikationen über die Grafschaft Fahrwangen, über das der Familie verliehene habsburgische Marschallamt und über die Ganerbenverhältnisse der Familie Hallwyl. Walther und Wilhelmina hegten offenbar berechtigte Zweifel, ob Schmid mit dem enormen Material überhaupt noch zu Rande kommen würde. Er war ja nicht eigentlich Historiker, scheint kaum Kontakte zu diesen Kreisen gehabt zu haben und war neben seinen übrigen organisatorischen Aufgaben für Hallwyl wohl überfordert. So verlaufen Wilhelminas hochfliegende Pläne von einer Familiengeschichte in

<sup>120</sup> NILS LITHBERG: *Schloss Hallwil*, Basel, 2. Aufl. 1926, S. 7.

<sup>121</sup> SCHMID, *Tatsachenmaterial* (wie Anm. 85), S. 7.

<sup>122</sup> Anonymes Gegengutachten zu Brun über Schmid's Arbeiten. Bern, StAB, FA von Hallwyl A 695.

zwölf Bänden zu je fünfhundert Seiten im Sand. Gleichzeitig verschlechtert sich die bisher durch enge Freundschaft geprägte Beziehung zwischen Schmid und Wilhelmina rapide. Besonders nach dem Tod Walthers am 27. Februar 1921 drängt die mittlerweile bald achtzigjährige Wilhelmina immer mehr auf eine rasche Fertigstellung wenigstens der obgenannten Schriften, was Schmid immer wieder hinausschiebt. Parallel dazu beginnt ein von 1921 bis 1926 dauernder Streit um die Auszahlung von Lohn und Spesenentschädigungen, der zu verschiedenen Gerichtsverhandlungen führt. Schmid fühlte sich um den Lohn für seinen aufopfernden Arbeitseifer geprellt. Als sich 1924 bisherige Symptome zu «Anzeichen einer ernsten nervösen Erkrankung» verdichten, lässt Schmid die Hallwylarbeiten liegen und zieht mit seiner Familie nach Hamburg, wo er bis zu seinem frühen Tod am 3. Dezember 1926 noch ein eigenes kaufmännisches Unternehmen geleitet haben soll.<sup>123</sup>

Publiziert wurde von Schmid's Arbeiten schliesslich gar nichts. Die bis zu mehreren hundert Seiten langen unfertigen Manuskripte und Druckfahnen liegen noch heute im Familienarchiv. Darunter befindet sich auch eine ausführliche Baugeschichte des Schlosses. Er hatte den Auftrag dazu 1906 von Wilhelmina erhalten, die diesen später aber an Lithberg übergibt. Da Schmid der Ansicht war, Lithberg habe «die Baugeschichte des Schlosses in seinem 1918 gedruckten sogenannten <Führer> bis zur Unkenntlichkeit verzerrt,»<sup>124</sup> schrieb er auch seine eigene Version nieder, die mit der später von Lithberg 1930 veröffentlichten in den grossen Zügen übereinstimmt. Schmid's Baugeschichte hinterlässt einen zwiespältigen Eindruck. Einer teilweise sehr detaillierten Beschreibung des Befundes und der zugehörigen bildlichen und schriftlichen Quellen stehen pauschalisierende Schlussfolgerungen gegenüber.<sup>125</sup> Während einige Interpretationen reichlich phantastisch sind, stellt er andererseits sinnvolle Vergleiche mit anderen Burgen an, was bei Lithbergs Publikation völlig fehlt. Auch die Deutung der Wirtschaftsgebäude nördlich des Schlosses treibt Schmid sehr viel weiter als Lithberg, vor allem dank schriftlicher Quellen und Vergleichen aus der Sekundärliteratur.

Nils Lithbergs erste Zusammenfassung der Baugeschichte bildet der 1918 gedruckte Führer. Wie Schmid mindestens teilweise zu Recht moniert hat, enthält er noch etliche Fehler, die in der zweiten Auflage korrigiert werden. Erst geraume Zeit nach dem Ende der Restaurierungen erscheint von 1924 bis 1932

<sup>123</sup> Sistierungsgesuch von Anwalt Bircher im Schiedsgerichtsprozess (Bern, StAB, FA von Hallwyl A 695); Nachruf in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 11. 12. 1926. Offenbar hatte Schmid bereits 1904 an Schwindsucht gelitten: Briefe Wilhelminas an von Mülinen vom 30. 5. und 8. 7. 1904 (Bern, BBB, Mss. Mül. 661).

<sup>124</sup> SCHMID, *Tatsachenmaterial* (wie Anm. 85), S. 50.

<sup>125</sup> So beobachtet er z. B. im Erdgeschoss des hinteren Schlosses (nördlicher Teil) sehr genau die Mauerverbände und kommt dabei auch zu den treffenderen Ergebnissen als Lithberg, als Ergebnis stellt er uns aber ein in nur zwei bis drei Bauphasen entstandenes Gebäude vor.

in Stockholm in deutscher Sprache die fünfbandige Publikation der Untersuchungsergebnisse.<sup>126</sup> Inhaltlich stimmt Lithbergs Baugeschichte im wesentlichen mit dem heutigen Wissensstand überein, wenn er auch die ersten Bauphasen insgesamt zu früh datiert.<sup>127</sup>

Nils Lithberg stirbt erst zweiundfünfzigjährig zwei Jahre nach Abschluss der Publikation am 30. April 1934 in Stockholm. Wilhelmina war bereits vier Jahre zuvor im hohen Alter von 85 Jahren am 25. Juli 1930 gestorben und hatte die Fertigstellung der Publikation nicht mehr erlebt. Zuvor hatte sie, um doch noch zu einer Familiengeschichte zu kommen, nach dem Bruch mit Schmid den Zürcher Historiker Carl Brun damit beauftragt. Doch auch Bruns Familiengeschichte wird nicht rechtzeitig fertig; sein tausendseitiges handschriftliches Manuskript bleibt aber bis heute die umfassendste Darstellung der Familiengeschichte.<sup>128</sup> Das Familienarchiv selbst war schon am 4. Mai 1922 von Bern nach Aarau ins Staatsarchiv des Heimatkantons der Familie überführt worden. Doch bereits kurz nachdem es im Herbst 1924 definitiv eingeordnet war, verlangte Wilhelmina wieder dessen Herausgabe, um es 1926 im Staatsarchiv Bern zu deponieren.<sup>129</sup> Für das Schloss hatte Wilhelmina 1925 eine Stiftung eingerichtet, durch deren Kapitalertrag der Unterhalt gewährleistet sein sollte. In der Stiftungsurkunde legte sie fest, dass das Schloss fortan weder bewohnt noch verändert werden dürfe.<sup>130</sup>

<sup>126</sup> LITHBERG 1924–1932 (wie Anm. 1). Die Publikation enthält 800 Seiten Text, 320 Photographien, 150 archäologische Zeichnungen, 50 Wiedergaben historischer Abbildungen, 100 Pläne, einen 460-seitigen Fundkatalog mit 388 Zeichnungen und zusätzlich 357 Tafeln, auf denen unzählige Fundgegenstände photographisch wiedergegeben sind. Leider ist es nicht besonders einfach, sich als Leser in diesen fünf Bänden zurechtzufinden. Die sparsam gesetzten Titel, die noch dürftigeren Inhaltsverzeichnisse und das Fehlen eines Registers wird umso mehr empfunden, als die meisten Gebäude und Objekte mehrfach an ganz verschiedenen Stellen des Werkes auftauchen. Am meisten fehlen dem heutigen Leser Bauphasenpläne, welche eine Übersicht der Forschungsergebnisse geben würden. Zu diesem imposanten Druckwerk kommen noch die dem Familienarchiv einverleibten Unterlagen hinzu. Es sind dies über weit über 1000 Pläne und Skizzen sowie über 400 Photographien, zum meisten Glasplattennegative mit Abzügen.

<sup>127</sup> Vgl. Bericht IBID 1996 (wie Anm. 18). Näheren Aufschluss werden die Ergebnisse der zur Zeit laufenden Restaurierungen geben.

<sup>128</sup> Brun hatte eine Zeitlang für Schmid Archivarbeit geleistet und musste während des Schiedsgerichtsprozesses im Auftrag Wilhelminas die Arbeiten Schmidts auf ihre Wissenschaftlichkeit prüfen. Brun fällt ein sehr negatives Urteil über Schmid. Dieses wird allerdings von einem anderen Begutachter wiederum bestritten (Bern, StAB, FA von Hallwyl A 695). Die Familiengeschichte (Bern, StAB, FA von Hallwyl A 877) wird von BICKEL 1978 (wie Anm. 2), S. 31, als «sehr sorgfältig und gewissenhaft» bezeichnet.

<sup>129</sup> Prozessschriften (Bern, StAB, FA von Hallwyl A 695); *Neue Zürcher Zeitung*, 4.11.1925, Nr. 1730, 2. Morgenblatt. Anlässlich eines Besuches in Aarau hatte sie den Eindruck erhalten, es werde nicht sorgfältig genug aufbewahrt (BICKEL 1978 (wie Anm. 2), S. 30, Anm. 39). Vgl. auch: *Bericht über die Staatsverwaltung des Kantons Bern* 1926, S. 4 (freundliche Mitteilung von Herrn Bartholome, Staatsarchiv Bern). Seither ist das Familienarchiv ein separat abgeschlossener Teil im Berner Staatsarchiv.

<sup>130</sup> Bern, StAB, FA von Hallwyl, C 63.

Es ist ohne Zweifel bewundernswürdig, mit welcher Energie Wilhelmina von Hallwyl sich während fast dreissig Jahren für das Schloss ihres Mannes eingesetzt hat, vor allem angesichts ihres hohen Alters bereits zu Beginn der Arbeiten. Neben ihrer Sammlungstätigkeit dürfte sie das Engagement für Hallwyl am meisten erfüllt haben, «das beste, was ich je gemacht habe,» befindet sie rückblickend.<sup>131</sup> Bei ihrem Mann stiess sie damit nicht immer auf Verständnis, 1906 schreibt er zum Beispiel an seinen Neffen: «Tante will bei dieser Gelegenheit wieder ihr Näschen in den alten Schutt stecken, etwas kann ja immer dabei herausgucken.»<sup>132</sup> Die übertriebene Sparsamkeit ihres Mannes gefährdete immer wieder die Finanzierung der Restaurierungsarbeiten. Dies wirkt für uns heute paradox, da es sich ja um *sein* Schloss, aber um das Geld *ihrer* Vaters handelte. Aber wie auch das Beispiel Hans von Hallwyl auf tragische Weise zeigt, war es üblich, dass die Ehefrau keine Verfügungsgewalt über ihr Erbe hatte. Möglicherweise hatte Walther nicht zuletzt das abschreckende Beispiel seines älteren Bruders zu dieser Sparsamkeit geführt.

Wissenschaftlern gegenüber war die Frau, die sich alle Kenntnisse autodidaktisch hatte aneignen müssen, immer skeptisch. Den Schweizer Historikern musste sie zudem kritisch gegenüberstehen, weil jene ihren Grafentitel anzweifeln. Schmid beklagt mehrmals, dass sie die Schweizer nie habe leiden mögen, mit Ausnahme ihres Mannes und seiner selbst. Dies ist wohl übertrieben, hingegen brachte sie für die wichtigsten Arbeiten am Schloss Landsleute mit, denen sie offenbar mehr vertraute als den Schweizern.<sup>133</sup> Jedenfalls trat die sich der Verantwortung des Reichtums bewusste Frau – neben vielen karitativen Engagements in Schweden – auch im Seetal als Wohltäterin auf. Sie unterstützte verschiedene Vereine und Gemeinden, bedachte die Armen und förderte 1922 archäologische Grabungen im Seetal.

<sup>131</sup> *Årsanteckningar* (wie Anm. 75), S. 73.

<sup>132</sup> Brief Walthers an von Mülinen vom 16.2.1906 (Bern, BBB, Mss.Mül. 661).

<sup>133</sup> Als es 1912 darum geht, die Holzfunde auf der vorderen Insel zu deuten, bot sie dafür eine Kommission auf, der kein Schweizer angehörte, und sie schrieb in diesem Zusammenhang an Schmid von den «auf diesem Gebiete wissenschaftlich vollständig ungebildeten Schweizern.» Zit. nach SCHMID, *Tatsachenmaterial* (wie Anm. 85), S. 43.



## Schloss Hallwyl im Vergleich mit anderen Restaurierungen und im Urteil der Zeitgenossen

Die Restaurierung des Schlosses Hallwyl entsprach weitgehend den damals propagierten Grundsätzen im Umgang mit Burgen. Verglichen mit anderen Burgenre Restaurierungen darf sie meines Erachtens sogar als vorbildlich gelten. In der Schweiz war bisher einzig das Schloss Chillon in einer ähnlich intensiven Art erforscht und denkmalgerecht restauriert worden.

Wie schon angedeutet, war man sich auch in den Fachkreisen der Denkmalpflege nicht durchwegs einig, wo und unter welchen Umständen Rekonstruktionen zulässig seien; und bei den Burgen scheint die Toleranz zudem grösser gewesen zu sein als etwa bei Sakralbauten. Die Burgenforscher, allen voran Bodo Ebhardt und Otto Piper, beklagen denn angesichts der umfangreichen Rekonstruktionen des 19. Jahrhunderts auch weniger den Verlust der ursprünglichen Bausubstanz als die jeder historischen Grundlage entbehrenden willkürlichen Zutaten.

[...] es begann jene Epoche einer neuen Liebe zum Mittelalter, gegründet auf eine äusserliche unkritische und dilettantische Formenkenntnis, die wir heute als leer und unkünstlerisch erst recht zu verabscheuen beginnen, weil sie ohne jede Rücksicht eine wahre Tyrannei ausübte. Die schrecklichste Zeit des «Restaurierens» brach an. Alles Ältere sollte hergestellt werden, und zwar möglichst gothisch. [...] In jeder Ruine und in jedem Schlosse musste ein «Rittersaal» sein, Wimperge, Masswerke, Krabben, Fialen in unübersehbaren Massen beglückten das Volk.<sup>134</sup>

Dass im 19. Jahrhundert meist gar nicht eine exakte Rekonstruktion angestrebt wurde, wird dabei verkannt. Die als unkorrekte Restaurierungen disqualifizierten historistischen Ergänzungen finden somit natürlich keine Gnade vor dem korrigierenden Eingriff der neuen wissenschaftlichen Burgenkunde.

Das Bauwerk soll so, wie es auf unsere Zeit gekommen ist, oder auch, wie es zu Beginn des 19. Jahrhunderts ausgesehen hat, wiederhergestellt werden, denn die nachfolgende Zeit hat so wenig eigene künstlerische Gedanken aufzuweisen, dass sie nur dann berücksichtigt zu werden verdient, wenn sie sich in bewusster Nachahmung des Alten mit Glück schon an der Wiederherstellung versucht hat. Einen eigenen Stil konnte man ja nicht anwenden, weil man keinen hatte [...].<sup>135</sup>

<sup>134</sup> ALBRECHT HAUPT, in: Die Denkmalpflege 1, 1899, S. 64f.; zitiert nach GEORG MÖRSCH: *Verluste durch die Denkmalpflege im 19. Jahrhundert*, in: Unsere Kunstdenkmäler 32, 1981, S. 31–42, Zitat S. 33.

<sup>135</sup> BRINKMANN: *Über die Grenzen bei der Erhaltung der Baudenkmäler*, in: Die Denkmalpflege 11, 1909, S. 35–37, Zitat S. 35.



Die in Hallwyl erfolgte Rückführung des Schlosses in den Zustand vor 1862 war also durchaus im Sinne der Burgenkundler. Während der unter Schmid projektierte Wiederaufbau des Hallwyler Bergfrieds ohne ausreichende Grundlagen in Angriff genommen wurde, konnten sich die Restaurierungen unter Anders Roland auf eine umfassende Forschungsgrundlage in bauarchäologischer und historischer Hinsicht stützen, die weit über dem Durchschnitt lag und jedenfalls die von Ebhardt 1901 verlangten Voraussetzungen erfüllte.<sup>136</sup>

In der Schweiz gab es kaum nach diesen Kriterien ausgeführte grössere Restaurierungen, wie etwa das Beispiel der *Lenzburg* zeigt, die wie etliche andere Schlösser am Ende des 19. Jahrhunderts in den Privatbesitz eines reichen Amerikaners gelangte. August Edward Jessup lässt sie 1893–1910 unter der Aufsicht von Josef Zemp restaurieren. Der Aargauer Historiker Walther Merz verfasst dazu eine historische Abhandlung, in deren Einleitung er die Restaurierung als Wiederherstellung des bernischen Zustandes charakterisiert.<sup>137</sup> Meines Erachtens hatte die Restaurierung aber nicht zum Ziel, einen bestimmten historischen Zustand wiederherzustellen, sondern sie sollte der Lenzburg vor allem ein schlossartiges Aussehen verleihen. So wurden abgesehen von der Beseitigung diverser Zweckbauten des 18. Jahrhunderts auch etliche mehr oder weniger

begründete Rekonstruktionen durchgeführt (Abb. 20, 21). Dem Bergfried wird ein neues, über einem Rundbogenfries leicht vorkragendes Geschoss und ein Walmdach aufgesetzt, der Palas erhält einen im 17. Jahrhundert noch bestehenden Zinnenkranz zurück sowie verschiedene frei erfundene romanische und gotische Fenster. Eine vollständige Neuschöpfung ist zudem die gotische Fassade der Landvogtei. Die Absenkung der Bastion von 1642 wird mit der durch sie in die Landvogtei eindringenden Feuchtigkeit gerechtfertigt. Dass damit sowohl die Landvogtei wie die Palas-Bergfried-Gruppe freigestellt werden, ist ein sicher nicht unwichtiger Nebenaspekt. Durch das Absenken der anschliessenden

<sup>136</sup> EBHARDT 1901 (wie Anm. 108), S. 5: «Als Quellen für die Wiederherstellung und formgerechte Erhaltung unserer Burgen können gelten: 1. Die erhaltenen Baureste selbst [...]. (Das bei der einen Burg Fehlende oder Verstümmelte wird nach erhaltenen Beispielen von anderen Burgen erneut oder ergänzt werden können.) 2. Die geschichtlichen Nachrichten, mögen solche nun bestehen in Urkunden oder in Berichten irgend welcher Art von Zeitgenossen, wie die poetischen Werke des gesamten Mittelalters [...]. 3. Abbildungen von Burgen von den stammelnden Mittheilungen der ältesten Handschriftenillustratoren bis zur Neuzeit. 4. Die Litteratur [sic] über Burgenbau von der karolingischen Zeit bis zur Gegenwart.»

<sup>137</sup> WALTHER MERZ: *Die Lenzburg*, Aarau 1904, S. 2: «[...] die Veste trotzte indes allen Stürmen, wenn auch durch ein Jahrhundert lang dem reinen Nützlichkeitsstandpunkte huldigenden Regiment ohne jeden Idealismus und aller Pietät bar arg entstellt, bis in den letzten Jahren mit grossem Erfolge versucht wurde, sie an Hand des erhaltenen historischen Materials in würdiger Weise wiederherzustellen, wie sie vor jenem Regimente gewesen war.» Zur Restaurierung der Lenzburg: HANS DÜRST: *Die Lenzburg – zweimal saniert*, in: *Unsere Kunstdenkmäler* 39, 1988, S. 169–179.

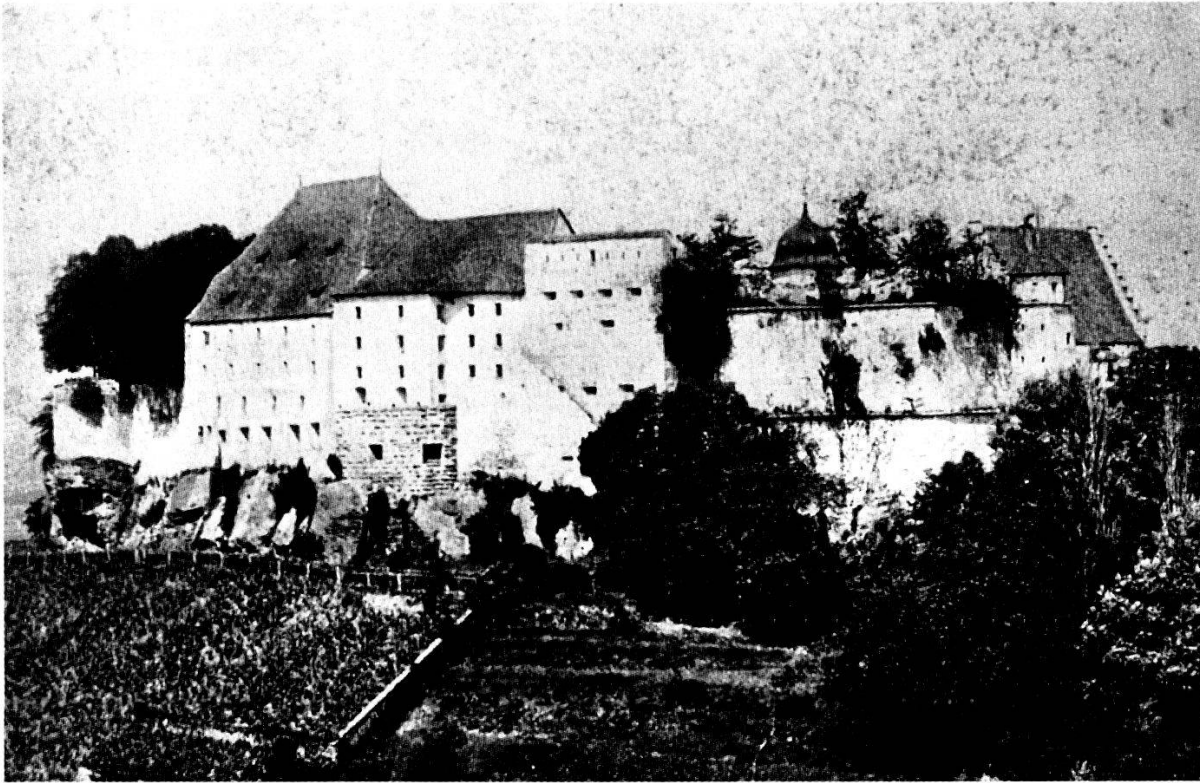


Abb. 20: Schloss Lenzburg von Südosten, vor den Umbauten 1893–1910, Photographie um 1890. Historisches Museum Aargau, Schloss Lenzburg, C 6080.



Abb. 21: Schloss Lenzburg von Südosten, nach den Umbauten 1893–1910, Photographie um 1925. Historisches Museum Aargau, Schloss Lenzburg, C 9939.

Mauern erhalten diese beiden Bauten den Charakter von Türmen zurück. Der selben Gesinnung fällt schliesslich auf der Nordseite auch das zwischen Stapferhaus und oberem Torhaus eingeschobene «Schulhaus» von 1705 zum Opfer. Der Vervollständigung des Burgencharakters dienen ferner verschiedene hölzerne Laubengänge, eine neuromanische Galerie auf der Bastion und die Wiederherstellung der Zugbrücke.

Eine wissenschaftliche Vorbereitung der Sanierungen hat, abgesehen von den historischen Forschungen von Merz, nur beschränkt stattgefunden. Auf archäologische Grabungen wurde ganz verzichtet. Die Rekonstruktionen vermögen zwar den strengen, auf die reine Konservierung ausgelegten Kriterien eines Dehio oder auch Zemps eigener Theorie von 1902/03 nicht zu entsprechen. Bedenkt man aber, dass die Lenzburg im Unterschied zu den nach strengeren Kriterien restaurierten Schlössern Chillon und Hallwyl wieder bewohnt werden sollte,<sup>138</sup> blieben sie insgesamt aber doch eher zurückhaltend. Und wenn 1907 ein Kommentar etwas übertreibend hervorstreicht, dass «the ablest historical, architectural, and archaeological experts in Europe» mitgewirkt hätten, zeigt dies immerhin, dass mit einer Burgenrestaurierung zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch eine wissenschaftliche Erwartung verbunden wurde.<sup>139</sup>

Als direkter Vergleich drängt sich die «Musterrestaurierung» des Schlosses Chillon auf, die seit 1896 vom Lausanner Archäologen Albert Naef geleitet wurde, der zuvor zehn Jahre in Frankreich gelebt hatte und von dort archäologisches Fachwissen mitbrachte.<sup>140</sup> Es war der damals führende Schweizer Kunsthistoriker Johann Rudolf Rahn, der die Restaurierung von Chillon 1898 solchermassen lobte. Er hebt dabei unter anderem hervor, dass alle Restaurierungsmassnahmen am Bau ablesbar bleiben müssen, um für spätere Generationen nachvollziehbar zu bleiben.

[...] nichts Neues soll willkürlich geschaffen, weder romantischem Kitzel gefröhnt, noch gar dem sogenannten «guten Geschmack» zu lieb nach bekannten Rezepten aufgeförmelt werden; sondern es gilt [...] der Wissenschaft zu dienen und das Werk so wiederherzustellen, dass wir und die Kommenden zu lesen vermögen, was den, der Ehrfurcht vor einem geschichtlichen Denkmale hat, zu belehren und zu erbauen vermag. [...] Weiter gilt es, einwandfrei für alles einzustehen, was an dem bisherigen Bestande verändert und neu geschaffen worden ist. Dazu dient das Journal, das mit einlässlichster Rechenschaft und vielen Abbildungen einen stattlichen Umfang besitzt, und steht ferner dem Protokollisten der Photograph zur Seite, dessen Aufnahmen

<sup>138</sup> Um Jessups hochadliger Gattin als standesgemässer Wohnsitz zu dienen, verbinden sich moderne technische Installationen mit den teils eingekauften, teils nach alten Vorbildern kopierten Täfeln, Öfen und Möbeln.

<sup>139</sup> J.W. Gilbert-Smith: *The Cradle of the Habsburg*, London 1907, S. 200 f., zit. nach DÜRST 1988 (wie Anm. 137), S. 171.

<sup>140</sup> Zu Naef und Chillon: DENIS BERTHOLET/OLIVIER FEIHL/CLAIRE HUGUENIN (Hrsg.): *Autour de Chillon. Archéologie et restauration au début du siècle*, Lausanne 1998.

den Stand der Arbeit von dem ersten Befunde durch alle Phasen der Ausgrabung und Aufdeckung bis zu der endgiltigen Bergung und Restauration der zu Tage geförderten Teile verfolgen lässt.<sup>141</sup>

Die Hallwylsche Restaurierung entspricht allen diesen Kriterien. In Chillon ist jedoch, mindestens bis 1907, die Organisation der Untersuchungen mit einer überwachenden *commission technique*, mit Rechenschaftsberichten und einem umfangreichen Tagebuch effizienter und genauer als in Hallwyl. Dagegen ist im Bereich der Bodenforschung in Hallwyl wohl eher exakter gearbeitet worden. Auch wurde in Hallwyl mindestens beim hinteren Schloss den alten Verputzen grössere Beachtung geschenkt als in Chillon, wo der gesamte Aussenputz undokumentiert(?) dem Bestreben geopfert wurde, möglichst alle Baunähte aufzuzeigen. Vorbildlich sollte das von Naef eingeführte System der Kennzeichnung erneuerter Bauteile durch auf jedem Werkstein eingemeisselte Jahreszahlen werden, das auch in Hallwyl angewendet worden ist.

Während Chillon bald als Musterrestauration bis ins Ausland bekannt war und Bodo Ebhardt in Chillon sogar Rat für seinen Wiederaufbau der Hohenkönigsburg suchte,<sup>142</sup> nahm von den Restaurierungen auf der Lenzburg und in Hallwyl kaum jemand Notiz. In den Fachzeitschriften finden die mit grossem Aufwand über Jahre hinweg betriebenen Restaurierungsarbeiten an den beiden nicht unwichtigen mittelalterlichen Schlössern nahezu keine Resonanz.<sup>143</sup> Einer der Gründe für das geringe Interesse darf wohl darin gesucht werden, dass es keine Opposition zu den Restaurierungen gab und (fast) alle zufrieden waren, sowie darin, dass im Fall von Hallwyl die zur Publikation von Zwischenergebnissen berufenen Fachleute aus Schweden stammten und daher kein Interesse an Veröffentlichungen in der Schweiz gehabt haben mögen sowie auch kaum in Kontakt mit schweizerischen Fachleuten kamen.<sup>144</sup>

<sup>141</sup> JOHANN RUDOLF RAHN: *Eine Musterrestauration und die neuesten Funde im Schlosse Chillon*, in: Sonntags-Beilage der Allgemeinen Schweizer Zeitung 3, 1898, S. 1–3, 5–7, 9–11, 13–15, Zitat S. 13.

<sup>142</sup> BODO EBHARDT: *Über Verfall, Erhaltung und Wiederherstellung von Baudenkmalen mit Regeln für praktische Ausführungen*, Berlin 1905, S. 33–36; ALBERT NAEF: *La camera domini. La chambre des comtes et des ducs de Savoie*, Genf 1908, S. V. Pipers kommentarloser Verweis auf den lobenden Artikel Rahns von 1898 bezeugt seine Zustimmung zur Art der Restaurierung, OTTO PIPER: *Burgenkunde. Bauwesen und Geschichte der Burgen*, 3. erweiterte Auflage, München 1912 [Nachdruck Augsburg 1993], S. 632. Nicht unbedeutend für die Popularität war sicher, dass mit Rahn und Naef zwei der wichtigsten Persönlichkeiten der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler daran beteiligt waren.

<sup>143</sup> Vgl. DÜRST 1988 (wie Anm. 137), S. 172. Interessanterweise macht auch CASTELLANI-ZAHIR 1993 (wie Anm. 26), Bd. 1, S. 354, bezüglich der zeitgleichen Restaurierung des Schlosses Vaduz dieselbe Feststellung.

<sup>144</sup> Der einzige überlieferte Besuch eines Schweizer Archäologen ist derjenige des Zürcher Professors für Urgeschichte Josef Heierli im Jahr 1911 (vgl. Anm. 96). Nach Schmid hat sich auch Zemp 1911 oder 1912 mit dem Holzrost auf der vorderen Insel befasst (SCHMID, *Schloss und Geschichte* (wie Anm. 2), S. 12).



Ergiebiger ist die Tagespresse, in der sich aus verschiedenen Anlässen einige Artikel mit der Restaurierung befassen.<sup>145</sup> Der erste dieser Anlässe ist Ende 1914 die im Grossen Rat behandelte Routenwahl für die am Schloss vorbeiführende neue Strasse von Seengen zum Boniswiler Bahnhof. Schmid machte sich zu diesem Zeitpunkt für eine Routenführung stark, die entgegen der ausgeführten nördlich um die Schlossmühle herumgeführt hätte. Ein erster polemischer Artikel erscheint am 2. Dezember 1914 im *Aargauer Tagblatt*. Nachdem die Restaurierungen als fahrlässig und schädigend bezeichnet worden sind, folgt ein Seitenhieb gegen den alten Adel, der sich gegen die modernen Bedürfnisse der Bevölkerung stelle. Diese Argumentation zeigt, dass eben auch diese moderne Variante des Schlossbaus durchaus noch als Repräsentationsgehabee verstanden werden konnte. Der Artikel greift auch die aargauische Regierung an, weil sie der Familie Hallwyl angeblich entgegenkommen will:

[...] die fortschrittlichen Bestrebungen und Bedürfnisse unserer Bevölkerung sollen alten, Gott sei Dank längst überlebten, feudalen Einrichtungen untergeordnet werden, und das heute in diesem schrecklichen Kriegsjahr, wo die ganze Welt um Freiheit und Entwicklung kämpft! Ist das nicht sonderbar? Die hohe Regierung des Kulturstaates Aargau wird wohl am besten tun, um den ewigen Reklamationen einmal los zu sein, wenn sie beim Schloss Hallwil wieder Stange und Hut aufhissen lässt, damit wir da oben am See einmal wissen, was wir zu tun haben [...]. Freue Dich, lieber Seetaler, wenn bald die Zeit wieder kommt, wo du den «gnädigen Herren von Bärn» dein Körnlein und dein Hühnlein, den Zehnten wieder ins Schloss bringen darfst!<sup>146</sup>

Ein weiterer Artikel in dieser Sache zeigt auf, was in der Bevölkerung alles unter Heimatschutz verstanden werden konnte. Die dabei propagierten Massnahmen haben mit Denkmalpflege nichts zu tun, sondern zielen nur auf eine neue romantische Gestaltung.<sup>147</sup> Der Autor schlägt vor, die (mindestens aus dem 16. Jahrhundert stammende) Schlossmühle abzureissen, «welche keine historische Stätte, sondern nur eine Zufallsbaute ist, die mit dem Schloss in keinerlei Beziehung steht.» Die an der Stelle der Mühle durchzuführende Strasse wäre dann von «zwei dem Stil des Schlosses entsprechenden Torbogen» zu überwölben, die «dem Schlosse viel mehr Stimmung geben» würden als die Mühle. Mit der Anspielung auf eine – gemäss dem Autor – im Mittelalter bestimmt eingerichtete Zollstation wird das Projekt auch historisch begründet und das Schloss somit angeblich «ganz in seine alte Wirklichkeit» zurückversetzt. Zum Schluss wird die Aktion als heimatschutzkonform bezeichnet, da dieser

<sup>145</sup> Die Artikel wurden (vermutlich im Auftrag von Schmid) von Argus Suisse de la Presse gesammelt und befinden sich im StAB, FA von Hallwyl A 856.

<sup>146</sup> Eingesandt, *Aargauer Tagblatt*, Nr. 342 vom 2.12.1914.

<sup>147</sup> Zeitungsausschnitt ohne Quellenangabe, vermutlich *Aargauer Volksblatt* (StAB, FA von Hallwyl A 856).



«als Freund der Kunst, die keine Zeit verachtet» darauf abzielen müsse, «das Alte mit dem Neuen so zu verbinden, dass das Neue eine notwendige Ergänzung des Alten scheint und der Beschauer das Ganze als eine Einheit denkt, die immer hätte so bestehen können.» Schliesslich sei hier noch angemerkt, dass auch der Baudirektor des Kantons Aargau die Ansicht vertrat, die Situation gewinne durch die nahe am Schloss vorbeiführende Strasse, denn «es gibt nicht bloss einen Heimatschutz für das Schloss, sondern auch für die Strasse. Was würde man von einer Strasse sagen, von welcher aus das schöne Schloss gar nicht mehr betrachtet werden könnte!»<sup>148</sup>

Etwas sachlicher wird 1916 in der *Neuen Zürcher Zeitung* und im *Aargauer Tagblatt* der dem Schloss zurückgegebene ursprüngliche Stil und der Abbruch der «Zuckerbäckergotik» gelobt.<sup>149</sup> Es entspricht der allgemeinen Beurteilung des 19. Jahrhunderts, dass die damaligen Umbauten nicht als eigenständige künstlerische Leistung gewürdigt, sondern als missglückte Restaurierung verurteilt werden. So zum Beispiel auch 1918 im *Vaterland*:

Ein Versuch, der zu Anfang der letzten Siebziger Jahre mit dem vorderen Schloss unternommen wurde, war einer mit den untauglichsten Mitteln. Mit dem kitschigen Aufputz einer falsch verstandenen Zuckerbäckergotik kann man nicht restaurieren. Es ist darum so erfreulich, dass die neue Renovation mit dem damals aufgepappten Schnörkelzeug abgefahren ist [...].<sup>150</sup>

Die *Schweizer Freie Presse* lobte bereits 1914, dass «der frühere Zustand [...] wieder so rein hergestellt [wurde], wie es technisch nur möglich war. Jetzt atmet der Bau wieder den Geist der Zeit oder der Zeiten, aus dem er entstanden ist.»<sup>151</sup> Weiter wird in demselben Artikel viel Platz darauf verwendet, im Burghof die alten Grafen und das mittelalterliche Leben vor dem geistigen Auge aufstehen zu lassen:

Und dann kommen auch wir Neuleute wieder zum Grafen auf Besuch und sehen mit ihm in den breiten Graben, in dem die Fische sich jagen, und an die Bäume hinauf, auf denen der Reiher sitzt. Dann sehen wir auch aus dem Schlosstor reisige Mannen schreiten und in der Schlossmühle noch den Habersack füllen und wir ziehen mit ihnen ins Feld, aus der Tiefe des Tales hinauf zu den Wäldern und durch diese ins blauende Land und zum blutigen Strauss... Was sagt uns alles das alte Tor und die Brücke und der Mühlebach von unseren Vorfahren, ihrer Freude und ihrem Leid! ...<sup>152</sup>

<sup>148</sup> Baudirektor Keller im Grossen Rat, zit. nach *Aargauer Tagblatt* vom 5.12.1914.

<sup>149</sup> *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 848, 4. Mittagsbl. vom 27.5.1916; *Aargauer Tagblatt*, Nr. 254 vom 28.10.1916.

<sup>150</sup> Feuilleton im *Vaterland*, Nr. 153 vom 1.7.1918.

<sup>151</sup> Korrespondenz in *Schweizer Freie Presse*, Nr. 292 vom 14.12.1914.

<sup>152</sup> Ebenda.

Dieselbe romantische Stimmung wird auch in den *Luzerner Neusten Nachrichten* beschworen:

Hier zwischen Boniswil und Seengen, zum Teil umsäumt vom alten Walde und umrauscht von einem Bache, dessen Wasser im Laufe der Jahrhunderte so manches Geheimnisvolle miterlebt: «Hier stand vor alten Zeiten ein Schloss ...» Und heute steht es wieder da! Schön und prächtig in seiner alten Form und schaut mit seinen massiven Türmen weit in das Land.<sup>153</sup>

Mit dem wiederhergestellten Mittelalter hatte man also das breite Publikum für sich einnehmen können. Hatten im 19. Jahrhundert noch vornehmlich private Schlossherren für sich und ihre Familien historische Stätten mit neuem Leben erfüllt, wurde es je länger je mehr von einer breiten Bevölkerungsschicht als vaterländische Pflicht empfunden, die Zeugen der Geschichte zu bewahren und neu zur Geltung zu bringen. Das Engagement Walthers und vor allem Wilhelminas kann in diesem Sinn als Mäzenatentum oder aber als letzter Rest adliger Repräsentation verstanden werden. Es darf aber auch nicht vergessen werden, dass Wilhelmina eine begeisterte Sammlerin war und das Schloss ein neues Tätigkeitsfeld für sie bedeutete. Ihre grosse Freude an dieser Arbeit kommt in ihren Briefen und auch in ihren Aufzeichnungen zum Ausdruck. So ist denn auch beim Schloss Hallwyl derselbe Gedanke des Bewahrens des status quo zu spüren wie bei ihrer Stockholmer Sammlung und dem Hallwylpalast. Beide sollten der Nachwelt ein unverfälschtes Bild einer Epoche bieten.

Ohne die mit grosser Sorgfalt ausgeführte Konservierung der mittelalterlichen Teile in ihrer Bedeutung schmälern zu wollen, muss aus heutiger Sicht freilich festgehalten werden, dass bezüglich der Bauten des 19. Jahrhunderts gerade die damals verteilte Restaurierungspraxis jenes Jahrhunderts fortgeführt wurde. Mit dem Abbruch der historistischen Bauteile wurde bestehende Bausubstanz der Rekonstruktion eines verlorenen Zustandes geopfert. Denn auch das Schloss von 1871–1874 war ein in sich geschlossenes Werk und eine gelungene Neuinterpretation des historischen Ortes gewesen. In einem damals modernen und der intendierten Bedeutung angepassten Baustil ausgeführt, hatte es sich dank einer ähnlichen Volumetrie und Formensprache als gleichwertiger neuer Partner in den Burgkomplex eingefügt.

Beide Restaurierungen versetzten das Schloss in den für die jeweilige Zeit geltenden Idealzustand eines mittelalterlichen Schlosses. Waren dem 19. Jahrhundert die Erker, die Fialen und die Giebelvielfalt wichtig, so waren es der Jahrhundertwende die steinsichtigen Fassaden. Liess sich das 19. Jahrhundert von rekonstruierten Türmen beeindrucken, wollte man um die Jahrhundertwen-

<sup>153</sup> *Luzerner Neuste Nachrichten*, 2.7.1918.

de lieber jede Baunaht deutlich gekennzeichnet haben. Der veränderte Umgang mit Burgen tritt dadurch deutlich zu Tage. Nur wenig unterschiedlich ist dagegen die Motivation für die beiden Restaurierungen, denn weder Hans noch Walther von Hallwyl benötigten das Schloss als Wohnsitz, wenn auch Hans sich ab und zu dort aufhielt. Der Stolz des wie seine Vorfahren die Geschicke des Aargaus leitenden Regierungsrates Hans von Hallwyl war ein wesentlicher Grund für die Umbauten von 1862 bis 1874. Bei Walther und Wilhelmina glaube ich neben ihrem Interesse an Altertümern in der ideellen Legitimierung des Grafentitels eines der Motive für die Restaurierung aufgezeigt zu haben. Die ureigenste Funktion einer Burg, die Repräsentation, dürfte somit bei beiden Vorhaben noch immer ein bestimmender Faktor gewesen sein.

*Anschrift des Autors:*

Moritz Flury  
Berg 141  
9043 Trogen